Sexual-Probleme

Der Zeitschrift „Mutterschutz“ neue Folge

«««« Herausgeber Dr. med. Max Marcuse »»»»

1908 **Dezember**

Über infantile Sexualtheorien.

Von Prof. Dr. **Sigm. Freud** (Wien).

Das Material, auf welches die nachstehende Zusammenstellung sich stützt, stammt aus mehreren Quellen. Erstens aus der unmittelbaren Beobachtung der Äusserungen und des Treibens der Kinder, zweitens aus den Mitteilungen erwachsener Neurotiker, die während einer psychoanalytischen Behandlung erzählen, was sie von ihrer Kinderzeit bewusst in Erinnerung haben und zum dritten Anteile aus den Schlüssen, Konstruktionen und ins Bewusste übersetzten unbewussten Erinnerungen, die sich aus den Psychoanalysen mit Neurotikern ergeben.

Dass die erste dieser drei Quellen nicht für sich allein alles Wissenswerte geliefert hat, begründet sich durch das Verhalten der Erwachsenen gegen das kindliche Sexualleben. Man mutet den Kindern keine Sexualtätigkeit zu, gibt sich darum keine Mühe, eine solche zu beobachten, und unterdrückt anderseits die Äusserungen derselben, die der Aufmerksamkeit würdig wären. Die Gelegenheit, aus dieser lautersten und ergiebigsten Quelle zu schöpfen, ist daher eine recht eingeschränkte. Was aus den unbeeinflussten Mitteilungen Erwachsener über ihre bewussten Kindheitserinnerungen stammt, unterliegt höchstens der Einwendung der möglichen Verfälschung in der Rücksicht, wird aber ausserdem nach dem Gesichtspunkte zu werten sein, dass die Gewährspersonen später neurotisch geworden sind. Das Material

der dritten Herkunft wird allen Anfechtungen unterliegen, die man gegen die Verlässlichkeit der Psychoanalyse und die Sicherheit der aus ihr gezogenen Schlüsse ins Feld zu führen pflegt; die Rechtfertigung dieses Urteils kann also hier nicht versucht werden; ich will nur versichern, dass derjenige, welcher die psychoanalytische Technik kennt und ausübt, ein weitgehendes Zutrauen zu ihren Ergebnissen gewinnt.

Für die Vollständigkeit meiner Resultate kann ich nicht einstehen, bloss für die Sorgfalt, mit der ich mich um ihre Gewinnung bemüht habe.

Eine schwierige Frage bleibt es, zu entscheiden, inwieweit man das, was hier von den Kindern im allgemeinen berichtet wird, von allen Kindern, d. h. von jedem einzelnen Kinde, voraussetzen darf. Erziehungsdruck und verschiedene Intensität des Sexualtriebs werden gewiss grosse individuelle Schwankungen im Sexualverhalten des Kindes ermöglichen, vor allem das zeitliche Auftreten des kindlichen Sexualinteresses beeinflussen. Ich habe darum meine Darstellung nicht nach aufeinanderfolgenden Kindheitsepochen gegliedert, sondern in einem zusammengefasst, was bei verschiedenen Kindern bald früher bald später zur Geltung kommt. Es ist meine Überzeugung, dass sich doch kein Kind — kein vollsinniges wenigstens oder gar geistig begabtes — der Beschäftigung mit den sexuellen Problemen in den Jahren v o r der Pubertät entziehen kann.

Ich denke nicht gross von dem Einwurf, dass die Neurotiker eine besondere, durch degenerative Anlage ausgezeichnete Menschenklasse sind, aus deren Kinderleben auf die Kindheit anderer zu schliessen untersagt sein müsste. Die Neurotiker sind Menschen wie andere auch, von den normalen nicht scharf abzugrenzen, in ihrer Kindheit nicht immer leicht von denjenigen, die später gesund bleiben, zu unterscheiden. Es ist eines der wertvollsten Ergebnisse unserer psychoanalytischen Untersuchungen, dass ihre Neurosen keinen besonderen, ihnen eigentümlich und allein zukommenden psychischen Inhalt haben, sondern dass sie, wie C. G. J u n g es ausdrückt, an denselben Komplexen erkranken,

mit denen auch wir Gesunde kämpfen. Dor Unterschied ist nur der, dass die Gesunden diese Komplexe zu bewältigen wissen ohne groben, praktisch nachweisbaren Schaden, während den Nervöson die Unterdrüekung dieser Komplexe nur um den Preis von kostspieligen Ersatzbildungen gelingt, also praktisch misslingt. Nervöse und Normale stehen einander in der Kindheit natürlich noch viel näher als im spätcren Leben, so dass ich einen methodischen Fehler nieht darin erblicken kann, die Mitteilungen von Neurotikern über ihre Kindheit zu Analogieschlüssen über das normale Kindheitsleben zu verwerten. Da aber die späteren Neurotiker sehr häufig einen besonders starken Geschleehtstrieb und eine Neigung zur Frühreife, vorzeitiger Äusserung derselben, in ihrer Konstitution mitbringen, werden sie uns vieles von der infantilen Sexualbetätigung greller und deutlieher erkennen lassen, als unserer ohnedies stumpfen Boobachtungsgabe an anderen Kindern möglieh wäre. Der wirkliche Wert dieser von erwachsenen Neurotikern herrührenden Mitteilungen wird sieh allerdings erst absehätzen lassen, wenn man nach dem Vorgang von Havelock Ellis auch die Kindheitserinnerungen erwachsener Gesunder der Sammlung gewürdigt haben wird.

Infolgo der Ungunst äusserer wie innerer Verhältnisso habon die nachstchenden Mitteilungon vorwiegend nur auf die Sexualentwickelung des einen Geschlechts, des männlichen nämlich, Bezug. Dcr Wert einer Sammlung aber, wie ich sie hier versuche, braucht kein bloss deskriptiver zu sein. Die Kenntnis der infantilen Sexualtheorien, wie sie sich im kindlichen Denken gestalten, kann nach verschiedenen Richtungen interessant sein, überraschenderweise auch für das Verständnis der Mythen und Märchen. Unentbehrlich bleibt sie aber für die Auffassung der Neurosen selbst, innerhalb deren diese kindlichen Theorien noch in Geltung sind und einen bestimmenden Einfluss auf die Gestaltung der Symptome gewinnen.

Wenn wir unter Verzicht auf unsere Leiblichkeit als bloss denkende Wesen, etwa von einem anderen Planeten

her, die Dinge dieser Erde frisch ins Auge fassen könnten, so würde vielleicht nichts anderes unserer Aufmerksamkeit mehr auffallen als die Existenz zweier Geschlechter unter den Menschen, die einander sonst so ähnlich, doch durch die äusserlichsten Anzeichen ihre Verschiedenheit betonen. Es scheint nun nicht, dass auch die Kinder diese Grundtatsache zum Ausgang ihrer Forschungen über sexuelle Probleme wählen. Da sie Vater und Mutter kennen, soweit sie sich ihres Lebens erinnern, nehmen sie deren Vorhandensein als eine weiter nicht zu untersuchende Realität hin und ebenso verhält sich der Knabe gegen ein Schwesterchen, von dem er nur durch eine geringe Altersdifferenz von 1 oder 2 Jahren getrennt ist. Der Wissensdrang der Kinder erwacht hier überhaupt nicht spontan, etwa infolge eines eingeborenen Kausalitätsbedürfnisses, sondern unter dem Stachel der sie beherrschenden eigensüchtigen Triebe, wenn sie — etwa nach Vollendung des zweiten Lebensjahres — von der Ankunft eines neuen Kindes betroffen werden. Diejenigen Kinder, deren Kinderstube nicht im Hause selbst eine solche Einquartierung empfängt, sind dann doch imstande, sich nach ihren Beobachtungen in anderen Häusern in diese Situation zu versetzen. Der selbst erfahrene oder mit Recht befürchtete Entgang an Fürsorge von seiten der Eltern, die Ahnung, allen Besitz von nun an für alle Zeiten mit dem Neuankömmling teilen zu müssen, wirken erweckend auf das Gefühlsleben des Kindes und verschärfend auf seine Denkfähigkeit. Das ältere Kind äussert unverhohlene Feindseligkeit gegen den Konkurrenten, die sich in unliebenswürdiger Beurteilung desselben, in Wünschen, dass „der Storch ihn wieder mitnehmen möge" u. dgl. Luft macht, und gelegentlich selbst zu kleinen Attentaten auf das hilflos in der Wiege Daliegende führt. Eine grössere Altersdifferenz schwächt den Ausdruck dieser primären Feindseligkeit in der Regel ab; ebenso kann in etwas späteren Jahren, wenn Geschwister ausbleiben, der Wunsch nach einem Gespielen, wie das Kind ihn anderswo beobachten konnte, die Oberhand erhalten.

Unter der Anregung dieser Gefühle und Sorgen kommt das Kind nun zur Beschäftigung mit dem ersten, gross-

artigsten Problem des Lebens und stellt sich die Frage, woher die Kinder kommen, die wohl zuerst lautet, woher dieses einzelne störende Kind gekommen ist. Den Nachklang dieser ersten Rätselfrage glaubt man in unbestimmt vielen Rätseln des Mythus und der Sage zu vernehmen; die Frage selbst ist, wie alles Forschen, ein Produkt der Lebensnot, als ob dem Denken die Aufgabe gestellt würde, das Wiedereintreffen so gefürchteter Ereignisse zu verhüten. Nehmen wir indes an, dass sich das Denken des Kindes alsbald von seiner Anregung frei macht und als selbständiger Forschertrieb weiter arbeitet. Wo das Kind nicht bereits zu sehr eingeschüchtert ist, schlägt es früher oder später den nächsten Weg ein, Antwort von seinen Eltern und Pflegepersonen, die ihm die Quelle des Wissens bedeuten, zu verlangen. Dieser Weg geht aber fehl. Das Kind erhält entweder ausweichende Antwort oder einen Verweis für seine Wissbegierde oder wird mit jener mythologisch bedeutsamen Auskunft abgefertigt, die in deutschen Landen lautet: Der Storch bringe die Kinder, die er aus dem Wasser hole. Ich habe Grund anzunehmen, dass weit mehr Kinder, als die Eltern ahnen, mit dieser Lösung unzufrieden sind und ihr energische Zweifel entgegensetzen, die nun nicht immer offen eingestanden werden. Ich weiss von einem dreijährigen Knaben, der nach erhaltener Aufklärung zum Schrecken seiner Kinderfrau vermisst wurde und sich am Ufer des grossen Schlossteiches wiederfand, wohin er geeilt war, um die Kinder im Wasser zu beobachten, von einem anderen, der seinem Unglauben keine andere als die zaghafte Aussprache gestatten konnte, er wisse es besser, nicht der Storch bringe die Kinder, sondern der — Fischreiher. Es scheint mir aus vielen Mitteilungen hervorzugehen, dass die Kinder der Storchtheorie den Glauben verweigern, von dieser ersten Täuschung und Abweisung an aber ein Misstrauen gegen die Erwachsenen in sich nähren, die Ahnung von etwas Verbotenem gewinnen, das ihnen von den „Grossen“ vorenthalten wird und darum ihre weiteren Forschungen mit Geheimnis verhüllen. Sie haben dabei aber auch den ersten Anlass eines „psychischen Konflikts“ erlebt, indem Meinungen, für die sie eine trieb-

artige Bevorzuguug empfinden, dio aber den Grossen nicht „recht" sind, in Gegensatz zu anderen geraten, die durch dio Autorität der „Grossen" gehalten werden, ohne ihnen solbst genehm zu sein. Aus diesem psychischen Konflikt kanu bald eine „psychischo Spaltung" werden; die eine Meinung, mit dor dio Bravheit, aber auch dio Sistieruug des Nachdenkens verbunden ist, wird zur herrschendeu bewussten; die andere, für die die Forscherarbeit unterdess neue Beweiso orbracht hat, die nicht gelten sollen, zur unterdrückten, „unbewussten". Der Kernkomplex der Neurose findet sich auf diese Weise konstituiert.

Ich habe kürzlich durch die Analyse eines fünfjährigen Knaben, dio dessen Vater mit ihm angestellt und mir dann zur Voröffentlichung überlassen hat, den unwiderleglichen Nachwois für eino Einsicht erhalten, auf deren Spur mich dio Psychoanalysen Erwachsener längst geführt hatten. Ich weiss jetzt, dass die Graviditätsveränderung der Mutter den scharfen Augen des Kindes nicht entgeht, und dass dieses sehr wohl imstande ist, eine Weile nachher den richtigen Zusammenhang zwischen der Leibeszunahme der Mutter und dem Erscheinen des Kindes herzustellen. In dem erwähnten Falle war der Knabe $2^1/_2$ Jahre alt, als seine Schwester geboren wurde, und $4^3/_4$, als er seiu besseres Wissen durch dio unverkennbarsten Anspielungen erraten liess. Diese frühzeitige Erkenntnis wird aber immer geheim gehalten und spätor im Zusammenhange mit den weiteren Schicksalen der kindlichen Sexualforschung verdrängt und vergessen.

Dio „Storchfabel" gehört also nicht zu den infantilen Sexualthoorien; es ist im Gegenteile die Beobachtung der Tiere, dio ihr Sexualleben so wenig verhüllen, und denen sich das Kind so verwandt fühlt, die den Unglauben des Kindes bestärkt. Mit der Erkenntnis, das Kind wachse im Leibe der Mutter, die das Kind noch selbständig erwirbt, wäre es auf dem richtigen Wege, das Problem, an dem es zuerst seine Denkkraft erprobt, zu lösen. Im weiteren Fortschreiten wird es aber gehemmt durch eine Unwissenheit, die sich nicht ersetzen lässt, und durch falsche Theorien, welche der Zustand der eigenen Sexualität ihm aufdrängt.

Diese falschen Sexualtheorien, die ich nun erörtern werde, haben alle einen sehr merkwürdigen Charakter. Obwohl sie in grotesker Weise fehlgehen, enthalten sie doch, jede von ihnen, ein Stück echter Wahrheit, in dieser Zusammensetzung analog den „genial“ geheissenen Lösungsversuchen Erwachsener an den für den Menschenverstand überschwierigen Weltproblemen. Das Richtige und Triftige an diesen Theorien erklärt sich durch deren Abkunft von den Komponenten des Sexualtriebes, die sich bereits im kindlichen Organismus regen; denn nicht psychische Willkür oder zufällige Eindrücke haben diese Annahmen entstehen lassen, sondern die Notwendigkeiten der psychosexuellen Konstitution, und darum können wir von typischen Sexualtheorien der Kinder sprechen, darum finden wir die nämlichen irrigen Meinungen bei allen Kindern, deren Sexualleben uns zugänglich wird.

Die erste dieser Theorien knüpft an die Vernachlässigung der Geschlechtsunterschiede an, die wir eingangs als kennzeichnend für das Kind hervorgehoben haben. Sie besteht darin, allen Menschen, auch den weiblichen Personen, einen Penis zuzusprechen, wie ihn der Knabe vom eigenen Körper kennt. Gerade in jener Sexualkonstitution, die wir als die „normale“ anerkennen müssen, ist der Penis schon in der Kindheit die leitende erogene Zone, das hauptsächliche autoerotische Sexualobjekt, und seine Wertschätzung spiegelt sich logisch in dem Unvermögen, eine dem Ich ähnliche Persönlichkeit ohne diesen wesentlichen Bestandteil vorzustellen. Wenn der kleine Knabe das Genitale eines Schwesterchens zu Gesicht bekommt, so zeigen seine Äusserungen, dass sein Vorurteil bereits stark genug ist, um die Wahrnehmung zu beugen; er konstatiert nicht etwa das Fehlen des Gliedes, sondern sagt regelmässig, wie tröstend und vermittelnd: der ... ist aber noch klein; nun wenn sie grösser wird, wird er schon wachsen. Die Vorstellung des Weibes mit dem Penis kehrt noch spät in den Träumen des Erwachsenen wieder; in nächtlicher sexueller Erregung wirft er ein Weib nieder, entblösst es und bereitet sich zum Koitus, um dann beim Anblick des wohlausgebil-

deten Gliedes an Stelle der weiblichen Genitalien den Traum und die Erregung abzubrechen. Die zahlreichen Hermaphroditen des klassischen Altertums geben diese einst allgemeine infantile Vorstellung getreulich wieder; man kann beobachten, dass sie auf die meisten normalen Menschen nicht verletzend wirkt, während die wirklich von der Natur zugelassenen hermaphroditischen Bildungen der Genitalien fast immer den grössten Abscheu erregen.

Wenn sich diese Vorstellung des Weibes mit dem Penis bei dem Kinde „fixiert", allen Einflüssen des späteren Lebens widersteht, und ihn unfähig macht, bei seinem Sexualobjekt auf den Penis zu verzichten, so muss ein solches Individuum bei sonst normalem Sexuallebeu ein Homosexueller werden, seine Sexualobjekte unter den Männern suchen, die durch andere somatische und seelische Charaktere ans Weib erinnern. Das wirkliche Weib, wie es später erkannt wird, bleibt als Sexualobjekt unmöglich für ihn, da es des wesentlichen sexuellen Reizes entbehrt, ja im Zusammenhange mit einem anderen Eindruck des Kinderlebens kann es zum Abscheu für ihn werden. Das hauptsächlich von der Peniserregung beherrschte Kind hat sich gewöhnlich durch Reizung desselben mit der Hand Lust geschafft, ist von den Eltern oder Wartepersonen dabei ertappt und mit der Drohung, man werde ihm das Glied abschneiden, geschreckt worden. Die Wirkung dieser „Kastrationsdrohung" ist im richtigen Verhältnis zur Schätzung dieses Körperteils eine ganz ausserordentlich tiefgreifende und nachhaltige. Sagen und Mythen zeugen von dem Aufruhr des kindlichen Gefühlslebens, von dem Entsetzen, das sich an den Kastrationskomplex knüpft, der dann später auch entsprechend widerwillig vom Bewusstsein erinnert wird. An diese Drohung mahnt nun das später wahrgenommene, als verstümmelt aufgefasste Genitale des Weibes und darum erweckt es beim Homosexuellen Grausen anstatt Lust. An dieser Reaktion kann nichts mehr geändert werden, wenn der Homosexuelle von der Wissenschaft erfährt, dass die kindliche Annahme, auch die Frau besitze einen Penis, doch nicht so irre geht. Die Anatomie hat die Klitoris innerhalb der weiblichen Schamspalte als das dem Penis homologe

Organ erkannt, und die Physiologie der Sexualvorgänge hat hinzufügen können, dass dieser kleine und nicht mehr wachsende Penis sich in der Kindheit des Weibes tatsächlich wie ein echter und rechter Penis benimmt, dass er zum Sitz von Erregungen wird, die zu seiner Berührung veranlassen, dass seine Reizbarkeit der Sexualbetätigung des kleinen Mädchens männlichen Charakter verleiht, und dass es eines Verdrängungsschubes in den Pubertätsjahren bedarf, um durch Hinwegräumung dieser männlichen Sexualität das Weib entstehen zu lassen. Wie nun viele Frauen in ihrer Sexualfunktion daran verkümmern, dass diese Clitoriserregbarkeit hartnäckig festgehalten wird, so dass sie im Koitusverkehr anästhetisch bleiben, oder dass die Verdrängung zu übermässig erfolgt, so dass ihre Wirkung durch hysterische Ersatzbildung teilweise aufgehoben wird; dies alles gibt der infantilen Sexualtheorie, das Weib besitze wie der Mann einen Penis, nicht unrecht.

An dem kleinen Mädchen kann man mit Leichtigkeit beobachten, dass es die Schätzung des Bruders durchaus teilt. Es entwickelt ein grosses Interesse für diesen Körperteil beim Knaben, das aber alsbald vom Neid kommandiert wird. Es fühlt sich benachteiligt, es macht Versuche, in solcher Stellung zu urinieren, wie sie dem Knaben durch den Besitz des grossen Penis ermöglicht wird, und wenn es den Wunsch äussert: Ich möchte lieber ein Bub sein, so wissen wir, welchem Mangel dieser Wunsch abhelfen soll.

Wenn das Kind den Andeutungen folgen könnte, die von der Erregung des Penis ausgehen, so würde es der Lösung seines Problems um ein Stück näher rücken. Dass das Kind im Leibe der Mutter wächst, ist offenbar nicht genug Erklärung. Wie kommt es hinein? Was gibt den Anstoss zu seiner Entwickelung? Dass der Vater etwas damit zu tun hat, ist wahrscheinlich; er erklärt ja, das Kind sei auch sein Kind[1]). Anderseits hat der Penis gewiss auch seinen Anteil an diesen nicht zu erratenden Vorgängen, er bezeugt es durch seine Miterregung bei all dieser Gedanken-

[1]) Vgl. hiezu die Analyse des 5jährigen Knaben im Jahrbuch für psychopathologische und psychoanalytische Forschungen. I. Halbbd. 1909.

arbeit. Mit dieser Erregung sind Antriebe verbunden, die das Kind sich nicht zu deuten weiss, dunkle Impulse zu gewaltsamem Tun, zum Eindringen, Zerschlagen, irgendwo ein Loch aufreissen. Aber wenn das Kind so auf dem besten Wege scheint, die Existenz der Scheide zu postulieren und dem Penis des Vaters ein solches Eindringen bei der Mutter zuzuschreiben als jenen Akt, durch den das Kind im Leibe der Mutter entsteht, so bricht an dieser Stelle doch die Forschung ratlos ab, denn ihr steht die Theorie im Wege, dass die Mutter einen Penis besitzt wie ein Mann, und die Existenz des Hohlraumes, der den Penis aufnimmt, bleibt für das Kind unentdeckt. Dass die Erfolglosigkeit der Denkbemühung dann ihre Verwerfung und ihr Vergessen erleichtert, wird man gerne annehmen. Dieses Grübeln und Zweifeln wird aber vorbildlich für alle spätere Denkarbeit an Problemen und der erste Misserfolg wirkt für alle Zeiten lähmend fort.

Die Unkenntnis der Vagina ermöglicht dem Kind auch die Überzeugung von der zweiten seiner Sexualtheorien. Wenn das Kind im Leibe der Mutter wächst und aus diesem entfernt wird, so kann dies nur auf dem einzig möglichen Wege der Darmöffnung geschehen. Das Kind muss entleert werden wie ein Exkrement, ein Stuhlgang. Wenn dieselbe Frage in späteren Kinderjahren Gegenstand des einsamen Nachdenkens oder der Besprechung zwischen zwei Kindern wird, so stellen sich wohl die Auskünfte ein, das Kinde komme aus dem sich öffnenden Nabel, oder der Bauch werde aufgeschnitten und das Kind herausgenommen, wie es dem Wolf im Märchen von Rotkäppchen geschieht. Diese Theorien werden laut ausgesprochen und später auch bewusst erinnert; sie enthalten nichts Anstössiges mehr. Dieselben Kinder haben dann völlig vergessen, dass sie in früheren Jahren an eine andere Geschlechtstheorie glaubten, welcher gegenwärtig die seither eingetretene Verdrängung der analen Sexualkomponente im Wege steht. Damals war der Stuhlgang etwas, wovon in der Kinderstube ohne Scheu gesprochen werden durfte, das Kind stand seinen konstitutionellen koprophilen Neigungen noch nicht so ferne; es war

keine Degradation, so zur Welt zu kommen wie ein Haufen Kot, den der Ekel noch nicht verdammt hatte. Die Kloakentheorie, die für so viele Tiere ja zu Recht besteht, war die natürlichste und die einzige, die sich dem Kinde als wahrscheinlich aufdrängen konnte.

Dann war es aber nur konsequent, dass das Kind das schmerzliche Vorrecht des Weibes, Kinder zu gebären, nicht gelten liess. Wenn die Kinder durch den After geboren werden, so kann der Mann ebenso gut gebären wie das Weib. Der Knabe kann also auch phantasieren, dass er selbst Kinder bekommt, ohne dass wir ihn darum femininer Neigungen zu beschuldigen brauchen. Er betätigt dabei nur seine noch regsame Analerotik.

Wenn sich die Kloakentheorie der Geburt im Bewusstsein späterer Kinderjahre erhält, was gelegentlich vorkommt, so bringt sie auch eine allerdings nicht mehr ursprüngliche Lösung der Frage nach der Entstehung der Kinder mit sich. Es ist dann wie im Märchen. Man isst etwas Bestimmtes und davon bekommt man ein Kind. Die Geisteskranke belebt diese infantile Geburtstheorie dann wieder. Die Maniaka etwa führt den besuchenden Arzt zu einem Häufchen Kot, das sie in einer Ecke ihrer Zelle abgesetzt hat, und sagt ihm lachend: Das ist das Kind, das ich heute geboren habe.

Die dritte der typischen Sexualtheorien ergibt sich den Kindern, wenn sie durch irgend eine der häuslichen Zufälligkeiten zu Zeugen des elterlichen Sexualverkehrs werden, über den sie dann doch nur sehr unvollständige Wahrnehmungen machen können. Welches Stück desselben dann immer in ihre Beobachtung fällt, ob die gegenseitige Lage der beiden Personen oder die Geräusche oder gewisse Nebenumstände, sie gelangen in allen Fällen zur nämlichen, wir können sagen sadistischen Auffassung des Koitus, sehen in ihm etwas, was der stärkere Teil dem schwächeren mit Gewalt antut, und vergleichen ihn, zumal die Knaben, mit einer Rauferei, wie sie sie aus ihrem Kinderverkehr kennen, und die ja auch der Beimengung sexueller Erregung nicht ermangelt. Ich habe nicht feststellen können, dass die Kinder

diesen von ihnen beobachteten Vorgang zwischen den Eltern als das zur Lösung des Kinderproblems erforderliche Stück agnoszieren würden; öfters hatte es den Anschein, als würde diese Beziehung von den Kindern gerade darum verkannt, weil sie dem Liebesakt solche Deutung ins Gewalttätige gegeben haben. Aber diese Auffassung macht selbst den Eindruck einer Wiederkehr jenes dunkeln Impulses zur grausamen Betätigung, der sich beim ersten Nachdenken über das Rätsel, woher die Kinder kommen, an die Peniserregung knüpfte. Es ist auch die Möglichkeit nicht abzuleugnen, dass jener frühzeitige sadistische Impuls, der den Koitus beinahe hätte erraten lassen, selbst unter dem Einfluss dunkelster Erinnerungen an den Verkehr der Eltern aufgetreten ist, für die das Kind, als es noch in den ersten Lebensjahren das Schlafzimmer der Eltern teilte, das Material aufgenommen hatte, ohne es damals zu verwerten [1]).

Die sadistische Theorie des Koitus, die in ihrer Isoliertheit zur Irreführung wird, wo sie hätte Bestätigung bringen können, ist wiederum der Ausdruck einer der angeborenen sexuellen Komponenten, die bei dem einzelnen Kinde mehr oder minder stark ausgeprägt sein mag, und sie hat daher ein Stück weit recht, errät zum Teil das Wesen des Geschlechtsaktes und den „Kampf der Geschlechter", der ihm vorhergeht. Nicht selten ist das Kind auch in der Lage, diese seine Auffassung durch akzidentelle Wahrnehmungen zu stützen, die es zum Teil richtig, zum anderen wieder falsch, ja gegensätzlich erfasst. In vielen Ehen sträubt sich die Frau wirklich regelmässig gegen die eheliche Umarmung, die ihr keine Lust und die Gefahr neuer Schwangerschaft bringt, und so mag die Mutter dem für schlafend gehaltenen (oder sich schlafend stellenden) Kinde einen Eindruck bieten, der gar nicht anders als ein Wehren gegen eine Gewalttat gedeutet werden kann. Andere Male noch gibt die ganze Ehe dem aufmerksamen Kinde das Schauspiel eines unaus-

---

1) In dem 1794 veröffentlichten, autobiographischen Buche „Monsieur Nicolas" bestätigt Restif de la Brétonne dieses sadistische Missverständnis des Koitus in der Erzählung eines Eindruckes aus seinem vierten Lebensjahr.

gesetzten, in lauten Worten und unfreundlichen Gebärden sich äussernden Streites, wo dann das Kind sich nicht zu wundern braucht, dass dieser Streit sich auch in die Nacht fortsetzt und endlich durch dieselben Methoden ausgetragen wird, die das Kind im Verkehr mit seinen Geschwistern oder Spielgenossen zu gebrauchen gewöhnt ist.

Als eine Bestätigung seiner Auffassung sieht das Kind es aber auch an, wenn es Blutspuren im Bett oder an der Wäsche der Mutter entdeckt. Diese sind ihm ein Beweis dafür, dass in der Nacht wieder ein solcher Überfall des Vaters auf die Mutter statgefunden hat, während wir dieselbe frische Blutspur lieber als Anzeichen einer Pause im sexuellen Verkehr deuten werden. Manche sonst unerklärliche „Blutscheu" der Nervösen findet durch diesen Zusammenhang ihre Aufklärung. Der Irrtum des Kindes deckt wiederum ein Stückchen Wahrheit; unter gewissen, bekannten Verhältnissen wird die Blutspur allerdings als Zeichen des eingeleiteten sexuellen Verkehrs gewürdigt.

In loserem Zusammenhange mit dem unlösbaren Problem, woher die Kinder kommen, beschäftigt sich das Kind mit der Frage, was das Wesen und der Inhalt des Zustandes sei, den man „Verheiratetsein" heisst, und beantwortet diese Frage verschieden, je nach dem Zusammentreffen von zufälligen Wahrnehmungen bei den Eltern mit den eigenen noch lustbetonten Trieben. Nur dass es sich vom Verheiratetsein Lustbefriedigung verspricht und ein Hinwegsetzen über die Scham vermutet, scheint allen diesen Beantwortungen gemeinsam. Die Auffassung, die ich am häufigsten gefunden habe, lautet, dass „man vor einander uriniert"; eine Abänderung, die so klingt, als ob sie symbolisch ein Mehrwissen andeuten wollte: dass der Mann in den Topf der Frau uriniert. Andere Male wird der Sinn des Heiratens darin verlegt: dass man einander den Popo zeigt (ohne sich zu schämen). In einem Falle, in dem es der Erziehung gelungen war, die Sexualerfahrung besonders lange aufzuschieben, kam das 14jährige und bereits menstruierte Mädchen über Anregung der Lektüre auf die Idee, das Verheiratetsein bestehe in einer „Mischung

des Blutes", und da die eigene Schwester noch nicht die Periode hatte, versuchte die Lüsterne ein Attentat auf eine Besucherin, welche gestanden hatte, eben zu menstruieren, um sie zu dieser „Blutvermischung" zu nötigen.

Die infantilen Meinungen über das Wesen der Ehe, die nicht selten von der bewussten Erinnerung festgehalten werden, haben für die Symptomatik späterer neurotischer Erkrankung grosse Bedeutung. Sie schaffen sich zunächst Ausdruck in Kinderspielen, in denen man das mit einander tut, was das Verheiratetsein ausmacht, und dann später einmal kann sich der Wunsch verheiratet zu sein die infantile Ausdrucksform wählen, um in einer zunächst unkenntlichen Phobie oder einem entsprechenden Symptom aufzutreten[1]).

Es wären dies die wichtigsten der typischen, in frühen Kindheitsjahren und spontan, nur unter dem Einfluss der sexuellen Triebkomponenten produzierten Sexualtheorien des Kindes. Ich weiss, dass ich weder die Vollständigkeit des Materials noch die Herstellung des lückenlosen Zusammenhanges mit dem sonstigen Kinderleben erreicht habe. Einzelne Nachträge kann ich hier noch anfügen, die sonst jeder Kundige vermisst hätte. So z. B. die bedeutsame Theorie, dass man ein Kind durch einen Kuss bekommt, die wie selbstverständlich die Vorherrschaft der erogenen Mundzone verrät. Nach meiner Erfahrung ist diese Theorie ausschliesslich feminin und wird als pathogen manchmal bei Mädchen angetroffen, bei denen die Sexualforschung in der Kindheit die stärksten Hemmungen erfahren hat. Eine meiner Patientinnen gelangte durch eine zufällige Wahrnehmung zur Theorie der „Couvade", die bekanntlich bei manchen Völkern allgemeine Sitte ist und wahrscheinlich die Absicht hat, dem nie völlig zu besiegenden Zweifel an der Paternität zu widersprechen. Da ein etwas sonderbarer Onkel nach der Geburt seines Kindes tagelang zu Hause blieb und die Besucher im Schlafrock empfing, schloss sie, dass bei einer Geburt beide Eltern beteiligt seien und zu Bette gehen müssten.

---

[1]) Die für die spätere Neurose bedeutsamsten Kinderspiele sind das „Doktorspiel" und „Papa- und Mama"-spielen.

Um das zehnte oder elfte Lebensjahr tritt die sexuelle Mitteilung an die Kinder heran. Ein Kind, welches in ungehemmteren sozialen Verhältnissen aufgewachsen ist oder sonst glücklichere Gelegenheit zur Beobachtung gefunden hat, teilt anderen mit, was es weiss, weil es sich dabei reif und überlegen empfinden kann. Was die Kinder so erfahren, ist meist das Richtige, d. h. es wird ihnen die Existenz der Vagina und deren Bestimmung verraten, aber sonst sind diese Aufklärungen, die sie von einander entlehnen, nicht selten mit Falschem vermengt, mit Überresten der älteren infantilen Sexualtheorien behaftet. Vollständig und zur Lösung des uralten Problems ausreichend sind sie fast nie. Wie früher die Unkenntnis der Vagina, so hindert jetzt die des Samens die Einsicht in den Zusammenhang. Das Kind kann nicht erraten, dass aus dem männlichen Geschlechtsglied noch eine andere Substanz entleert wird als der Harn, und gelegentlich zeigt sich ein „unschuldiges" Mädchen noch in der Brautnacht entrüstet darüber, dass der Mann „in sie hineinuriniere". An diese Mitteilungen in den Jahren der Vorpubertät schliesst sich nun ein neuer Aufschwung der kindlichen Sexualforschung; aber die Theorien, welche die Kinder jetzt schaffen, haben nicht mehr das typische und ursprüngliche Gepräge, das für die frühkindlichen, primären charakteristisch war, solange die infantilen Sexualkomponenten ungehemmt und unverwandelt ihren Ausdruck in Theorien durchsetzen konnten. Die späteren Denkbemühungen zur Lösung der sexuellen Rätsel scheinen mir die Sammlung nicht zu verlohnen, sie können auch auf pathogene Bedeutung wenig Anspruch mehr erheben. Ihre Mannigfaltigkeit ist natürlich in erster Linie von der Natur der erhaltenen Aufklärung abhängig; ihre Bedeutung liegt vielmehr darin, dass sie die unbewusst gewordenen Spuren jener ersten Periode des sexuellen Interesses wieder erwecken, so dass nicht selten masturbatorische Sexualbetätigung und ein Stück der Gefühlsablösung von den Eltern an sie anknüpft. Daher das verdammende Urteil der Erzieher, dass solche Aufklärung in diesen Jahren die Kinder „verderbe".

Einige wenige Beispiele mögen zeigen, welche Elemente

oft in diese späten Grübeleien der Kinder über das Sexualleben eingehen. Ein Mädchen hat von den Schulkolleginnen gehört, dass der Mann der Frau ein Ei gibt, welches sie in ihrem Leibe ausbrütet. Ein Knabe, der auch vom Ei gehört hat, identifiziert dieses „Ei" mit dem vulgär ebenso benannten Hoden und zerbricht sich den Kopf darüber, wie denn der Inhalt des Hodensackes sich immer wieder erneuern kann. Die Aufklärungen reichen selten so weit, um wesentliche Unsicherheiten über die Geschlechtsvorgänge zu verhüten. So können Mädchen zur Erwartung kommen, der Geschlechtsverkehr finde nur ein einziges Mal statt, dauere aber da sehr lange, 24 Stunden, und von diesem einen Male kämen der Reihe nach alle Kinder. Man sollte meinen, dieses Kind habe Kenntnis von dem Fortpflanzungsvorgang bei gewissen Insekten gewonnen; aber diese Vermutung bestätigt sich nicht, die Theorie erscheint als eine selbständige Schöpfung. Andere Mädchen übersehen die Tragzeit, das Leben im Mutterleibe, und nehmen an, dass das Kind unmittelbar nach der Nacht des ersten Verkehrs zum Vorschein komme. Marcell Prévost hat diesen Jungmädchen-Irrtum in einer der „Lettres de femmes" zu einer lustigen Geschichte verarbeitet. Schwer zu erschöpfen und vielleicht im allgemeinen nicht uninteressant ist das Thema dieser späten Sexualforschung der Kinder oder auf der kindlichen Stufe zurückgehaltenen Adoleszenten, aber es liegt meinem Interesse ferner, und ich muss nur noch hervorheben, dass dabei von den Kindern viel Unechtes zutage gefördert wird, was dazu bestimmt ist, älterer, besserer, aber unbewusst gewordener und vordrängter Erkenntnis zu widersprechen.

Auch die Art, wie die Kinder sich gegen die ihnen zugehenden Mitteilungen verhalten, hat ihre Bedeutung. Bei manchen ist die Sexualverdrängung soweit gediehen, dass sie nichts anhören wollen, und diesen gelingt es auch, bis in späte Jahre unwissend zu bleiben, scheinbar unwissend wenigstens, bis bei der Psychoanalyse der Neurotischen das aus früher Kindheit stammende Wissen zum Vorschein kommt. Ich weiss auch von zwei Knaben, zwischen 10 und 13 Jahren, welche die sexuelle Aufklärung zwar anhörten, aber dem

Gewährsmann die ablehnende Antwort gaben: Es ist möglich, dass dein Vater und andere Leute so etwas tun, aber von meinem Vater weiss ich es gewiss, dass er es nie tun würde. Wie mannigfaltig immer dieses spätere Benehmen der Kinder gegen die Befriedigung der sexuellen Wissbegierde sein mag, für ihre ersten Kinderjahre dürfen wir ein durchaus gleichförmiges Verhalten annehmen und glauben, dass sie damals alle aufs Eifrigste bestrebt waren zu erfahren, was die Eltern miteinander tun, woraus dann die Kinder werden.

Die Erziehungsarbeit an Prostituierten und geschlechtlich verwahrlosten Mädchen und Frauen.

Von Schwester **Henriette Arendt**, Polizei-Assistentin in Stuttgart.

Seit 1. Februar 1903 bin ich am Stadtpolizeiamt in Stuttgart als erste Polizeiassistentin in Deutschland angestellt. Meine Aufgabe besteht in der Überwachung der weiblichen Gefangenen und in der Fürsorge für sie nach ihrer Entlassung. Ich habe den polizeiärztlichen Untersuchungen der öffentlichen und der geheimen Prostituierten beizuwohnen und das Recht, an zuständiger Stelle meine Meinung zu äussern, wenn ich Bedenken gegen eine Untersuchung hege oder sie im umgekehrten Falle für notwendig erachte.

Von 1. 2. 03 bis 1. 2. 08 habe ich 5570 weibliche Gefangene in Fürsorge gehabt und konnte von dieser mit Unterstützung der evangelischen Stadtmission, des katholischen Vereins „zum guten Hirten“ und des Herrn Bezirksrabbiners 141 in Stellung, 173 in die Heimat, 705 in Rettungsanstalten verbringen. Nachdem meine Tätigkeit in Stuttgart bekannt geworden ist, melden sich aber auch bei mir sehr viele Personen, die noch nicht mit der Polizei in Berührung gekommen sind, freiwillig mit der Bitte, ihnen zu helfen. Es

sind dies entweder Mädchen, welche von ihren Angehörigen verstossen sind oder von der Dienstherrschaft plötzlich entlassen wurden; solche, welche mittel- und obdachlos sind; ferner eine grosse Anzahl von unehelichen Müttern mit ihrem Kinde.

Da die sofortige Unterbringung meiner Schützlinge immer sehr schwierig war, habe ich vor vier Jahren ein eigenes kleines Asyl für obdachlose Mädchen und Frauen gegründet, eine Heimat für Heimatlose, das vorerst nur aus einem kleinen Zimmer mit zwei Betten bestand. Dort konnten Dank der Opferfreudigkeit und steten Hilfsbereitschaft der Hausmutter, welche in Notfällen ihr Wohnzimmer und die gute Stube zur Verfügung stellte, vom 1. Juni 1904 bis 1. Dezember 1906 246 erwachsene weibliche Personen und 36 obdachlose verwahrloste oder misshandelte Kinder Aufnahme finden. Am 1. Dezember 1906 hat sich ein Komitee gebildet, welches in Stuttgart ein eigenes Asyl, genannt „Zufluchtsstätte für schutzbedürftige Mädchen und Frauen" ins Leben gerufen hat.

Den weitaus grössten Prozentsatz der weiblichen Gefangenen bilden die Prostituierten, welche zum grossen Teil aus haltlosen, geistesarmen, erblich belasteten Geschöpfen bestehen. Sie zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft zu erziehen, ist sehr schwer. Als das Zweckmässigste erwies es sich, sie in Magdalenenasylen und anderen Rettungsanstalten unterzubringen, wo sie das erhalten, was sie am notwendigsten brauchen: Erziehung, Anleitung zur Arbeit und religiösen Halt. Sie müssen durchschnittlich zwei Jahre in einer solchen Anstalt bleiben, wenn ein gutes Resultat erzielt werden soll. Zirka 50 Prozent der von mir in Rettungsanstalten verbrachten Mädchen hielten sich gut, kamen nach zwei Jahren in Stellung, von wo aus sie mir dankbar Briefe sandten. Wie viele von ihnen später wieder rückfällig geworden sind, lässt sich schwer nachweisen.

Von grosser Wichtigkeit ist es, dass die Mädchen nach Verlassen der Anstalt nicht wieder in die Gefahren der Grossstadt zurückkehren, sondern in gefahrfreie Stellung unter gute Aufsicht kommen, wo sich die Hausfrau liebevoll ihrer

annimmt; sonst sind stets Rückfälle zu befürchten, da die Mädchen selten in sich genügend moralischen Halt haben, um der Versuchung zu widerstehen.

Viele Rückfällige kehren aber aus eigenem Antriebe wieder reuig in die Anstalt zurück und sind traurig, wenn sie diese wieder verlassen müssen. Alle wirklich Geretteten betrachten die Anstalt ganz als ihre Heimat, verleben dort ihren Urlaub und wenden sich mündlich oder schriftlich stets an die Hausmutter, wenn sie mütterlichen Rat brauchen.

Durch private Fürsorge an diesen Mädchen lässt sich viel erreichen. (Ausführliches darüber berichtet meine Schrift „Menschen, die den Pfad verloren", Verlag Max Kielmann, Stuttgart 1907 [1]).) Ganz andere Resultate könnten aber erzielt werden, wenn Staat und Gemeinde an der Erziehungsarbeit der Prostituierten, wie überhaupt der weiblichen und männlichen Verwahrlosten, mitarbeiten wollten. Leider fehlt es hieran fast ganz. Staat und Gemeinde spielen in der Regel nur den strafenden Richter, statt nach den Ursachen der Verwahrlosung zu forschen und die Verwahrlosten zu erziehen.

Durch die staatliche Reglementierung der Prostitution wird das Gewissen des Volkes verwirrt. Die Mädchen, die in vielen Fällen zuhause die schlechteste Erziehung hatten, ein eigenes Unterscheidungsvermögen zwischen gut und böse nicht besitzen, müssen durch die staatliche Sanktion des Lasters zu der Überzeugung kommen, dass die Prostitution ein notwendiges und keineswegs entehrendes Gewerbe ist. Viele Prostituierte bilden sich sogar ein, unentbehrliche, nützliche Glieder des Staates zu sein. Während der Staat nun einerseits die sich der Sittenkontrolle unterstellenden Prostituierten schützt, geht er andererseits unbarmherzig gegen die „wilden" Prostituierten vor, welche sich nicht der Kontrolle unterstellen und ohne staatliche Genehmigung ihr Gewerbe ausüben. Es bestehen zwar staatliche Arbeitshäuser, in welche die „wilden" Prostituierten eingewiesen werden, doch erfüllen jene ihre Aufgabe, die Mädchen wieder zur Arbeit zu erziehen, keineswegs. Der Hauptfehler ist wohl der, dass es Sitte ist, Männer wie Frauen erst dann in das Arbeits-

[1]) Referiert in Nr. 2 a. c. dieser Zeitschrift.

haus einzuweisen, wenn sie bereits so verdorben sind, dass keine Aussicht auf Besserung mehr vorhanden ist. Dort kommen sie dann mit gleichen Elementen zusammen, und was die eine noch nicht weiss, lernt sie von der anderen. Die Arbeitshäuser sind wie die Gefängnisse. Die Leute werden dort nicht besser, sondern in allen Verbrecherkünsten ausgebildet. Es werden verhältnismässig auch sehr wenige Personen in das Arbeitshaus eingewiesen. Während im Jahre 1903 über 400 weibliche Personen wegen den verschiedensten Vergehen wiederholt auf dem Stadtpolizeiamt in Stuttgart eingeliefert werden mussten, wurden in das Arbeitshaus in Rottenburg in Württemberg nur zwei Personen von Stuttgart aus eingewiesen.

Die Arbeitshäuser sollten von Grund auf reformiert und in staatliche Erziehungsanstalten umgewandelt werden. Als Erzieher und Erzieherinnen dürften nur Persönlichkeiten in Betracht kommen, welche Liebe zu dieser Arbeit haben und diese Menschenkinder ganz individuell behandeln und nicht, wie es in den meisten Gefängnissen der Fall ist, ganz ungebildete Leute, welche die ihrer Obhut Übergebenen als Nummern ansehen. Dass staatliche Anstalten ein dringendes Bedürfnis sind, geht schon daraus hervor, dass der Staat bei Einweisung seiner männlichen und weiblichen Fürsorgezöglinge — wenigstens in verschiedenen Staaten — immer auf private Anstalten angewiesen ist, was doch sicher als ein Missstand bezeichnet werden muss.

Ausserdem sollte es staatliche Anstalten für psychisch minderwertige Personen geben unter der Leitung von pädagogisch-psychiatrisch geschulten Leuten und der Vorstand möglichst ein Arzt sein. Hierher würde ein grosser Teil, vielleicht die Hälfte aller Gefängnisinsassen gehören. Wenn ich so alle die minderwertigen, schwachsinnigen Personen an meinem Auge vorbeiziehen lasse, die in eine solche Anstalt, statt in das Gefängnis gehörten, so ist ihre Zahl endlos.

Für Trinkerinnen sollten in diesen staatlichen Anstalten spezielle Abteilungen unter ärztlicher Aufsicht eingerichtet werden. Der Alkohol ist die Haupttriebfeder zur gesellschaftlichen Verwahrlosung. Viele Menschen könnten noch nütz-

liche Glieder des Staates werden, wenn man sie vor dem schädlichen Einfluss des Alkohols bewahren könnte. Auch an die traurige Nachkommenschaft der Trinker sollte man dabei denken, die sich zum grossen Teil aus Schwachsinnigen, Prostituierten und Verbrechern rekrutiert und den Staat und die Gemeinden Unsummen kostet.

Für dringend notwendig halte ich eine staatliche Fürsorge für die uneheliche Mutter und ihr Kind. So manches anständige Mädchen, das verführt und verlassen wurde und ohne Mittel und Obdach mit ihrem neugeborenen Kinde auf der Strasse stand, ist zur käuflichen Dirne herabgesunken. Zur Dirne geworden aus Mutterliebe! Verschiedene Mädchen, die unter Sittenkontrolle stehen, haben mir gestanden, dass die Unfähigkeit, ein oder gar mehrere Kinder zu versorgen, sie veranlasste, unter Sittenkontrolle zu gehen.

Private Vereine haben es sich zur Aufgabe gemacht, diesen bedauernswerten Wesen zu helfen. Es wäre aber in erster Linie Aufgabe des Staates, hier einzuschreiten und staatliche Anstalten zur Aufnahme für die notleidende Mutter und ihr Kind ins Leben zu rufen. Durch die Ausgaben für diesen Zweck würde der Staat sein Budget nicht belasten, sondern im Gegenteil damit von den grossen Kosten für Prostitution und die Verbrecherwelt sich viel ersparen.

Der Cöcal-Condus als Proletarier-Behelf.

Von **Haas Ferdy.**

(Hierzu eine Tafel.)

Im Jahre 1904 habe ich in einer ausführlichen Veröffentlichung die abnehmende Geburtenfrequenz in Deutschland im Zusammenhang mit dem sexuellen Präventivverkehr erörtert. Währenddem ich damals allein auf die Abnahme der ehelichen Geburtenfrequez in deutschen Städten mich beziehen konnte, bietet heute bereits der Gang der ausserehelichen Geburtenfrequenz für den preussischen Staat

als Ganzes ein weit intensiveres Anzeichen für ein Auwachsen dieser Tendenz in der Bevölkerungsbewegung unseres Landes. Die nachfolgende Tabelle lässt in Kolumne 2 erkennen, dass während des Zeitraumes von 12 Jahren, über welchen die Tabelle sich erstreckt, die Zahl der unverheirateten Frauen im gebärfähigen Alter um 489 000 oder um 13 % zugenommen hat, die Zahl der unehelichen Geburten dagegen in Kolumne 5 annähernd konstant geblieben ist.

1	2	3	4	5	6
im Jahre	Zahl der unverheirateten Frauen im gebärfähigen Alter über 15 Jahre bis zu vollendetem 45. Lebensjahre (Ledige, Verwitwete, Geschiedene) um Jahresmitte	Zahl der lebend geborenen unehelichen Kinder	Zahl der tot geborenen unehelichen Kinder	Zahl der unehelichen Geburten überhaupt	Auf je x unverheirateteFrauen d. gebärfähigen Altersgruppe trifft im Jahre eine Geburt
1895	3.629.000 [1])	89 108	4324	93 432	39
1896	3.661.000	92 794	4511	97 305	38
1897	3.693.000	92 336	4513	96 849	38
1898	3.722.000	93 320	4482	97 802	38
1899	3.755.000	91 244	4282	95 526	39
1900	3.790.000	89 445	4146	93 591	41
1901	3.833.000	89 563	4060	93 623	41
1902	3.877.000	88 048	4127	92 175	42
1903	3.926.000	85 640	4041	89 681	44
1904	3.986.000	88 310	4173	92 483	43
1905	4.050.000	88 289	3923	92 212	44
1906	4.118.000	90 688	4091	94 779	44

Ja, wenn es bei dieser erstaunlich raschen Abnahme der Geburtenfrequenz um die unehelichen Geburten allein

[1]) Aus den drei, in den Volkszählungen für Preussen direkt ermittelten Werten:

Volkszählung	Zahl der unverheirateten Frauen im gebärfähigen Alter
Dezember 1895	3.642.039
Dezember 1900	3.806.581
Dezember 1905	4.075.493

wurden die Zahlen in Kolumne 2 der Tabelle durch Interpolation bestimmt.

sich handelte! Da könnte ein sozial naiv veranlagtes Gemüt dazu neigen, den hehren Aufschwung preussischer Sittlichkeit dem Wirken der Inneren Mission, dem heilsamen Einfluss der „lex Heinze“ zuzuschreiben. Allein neben dem Umstande, dass auch bei den ehelichen Geburten in den Städten das Sinken der Geburtenfrequenz ebenfalls sehr deutlich, wenn auch in etwas langsamerem Tempo erfolgt, würde noch ein anderes Bedenken gegen die naive Deutung sprechen. Die psychologischen Faktoren, welche die Stärke des Geschlechtstriebes bestimmen, die sozialen Verhältnisse, welche die Gelegenheit ihn zu befriedigen, erleichtern oder erschweren, pflegen nicht innerhalb einer so kurzen Zeitspanne so tiefgreifenden Veränderungen zu unterliegen, die überdies noch einhellig dazu angetan wären, das gemeinsame Endergebnis allesamt nach ein und derselben Richtung hin abzubiegen. Nach handgreiflich materiellen Erklärungsversuchen müssen wir Umschau halten, wenn anders wir die aus der Tabelle hervorleuchtende Entwickelungstendenz ursächlich erfassen wollen. In Erwägung zu ziehen wäre die Möglichkeit, die Provocatio abortus als Volkssitte habe derartig an Ausdehnung gewonnen, dass allein sie schon zureichte, um den Stillstand in der unehelichen Geburtenzahl Preussens begreiflich erscheinen zu lassen. Eine grössere Anzahl umfangreicher Fruchtabtreibungs-Prozesse, die innerhalb des von der Tabelle umfassten Zeitraumes fallen, leisten solchem Verdacht Vorschub. Aber auch diese Alternative lässt sich abweisen. Träfe sie zu, dann würde aller Erfahrung gemäss der Tatbestand in einer Zunahme der Anzahl der Totgeburten sich dokumentieren. In Kolumne 4 jedoch zeigt sich seit dem Jahre 1897 eine leichte Abnahme der Totgeburten.

Vermöge successive vorgenommener Ausschliessung anderweitiger Ursachen gelangen wir zu der Überzeugung, dass allein die beständig weitere Ausbreitung des sexuellen Präventivverkehrs eine Zahlenreihe wie die in Kolumne 6 der Tabelle genugtuend zu erklären im Stande ist. Den ausserehelichen Geschlechtsverkehr nehmen wir als gegebene soziale Tatsache. Wenn wachsendes Verantwortlichkeitsgefühl auf beständig weitere Ausbreitung des

sexuellen Präventivverkehrs hinwirkt, so wird, angesichts der ungünstigen Behandlung, welche von seiten der Gesellschaft, von seiten des Rechts dem unehelichen Kinde wie der unehelichen Mutter zu teil werden, jenes Motiv naturgemäss im ausserehelichen Geschlechtsverkehr noch weit energischer als im ehelichen sich geltend machen. Nach Ausweis der preussischen Statistik ist dem in der Tat so.

Die Frage, ob die rasche Ausbreitung des sexuellen Präventivverkehrs sozialpolitisch erwünscht oder nachteilig ist, bleibe hier unerörtert. Einen statistischen Beitrag zu ihrer Lösung hat jüngst Carl Hamburger geliefert[1]). Seine Ergebnisse stimmen durchaus mit einer Anzahl ähnlicher, an anderen Orten erhobenen Statistiken überein.

Eine unliebsame, mit der raschen Ausbreitung des sexuellen Präventivverkehrs verknüpfte Nebenerscheinung macht sich unverkennbar bei uns in Deutschland in gleicher Weise geltend, wie es in Frankreich schon seit 1830 der Fall gewesen ist. Die kleinen Leute geben fast durchgehends dem Mittel den Vorzug, dessen Anwendung weder Vorbereitung noch Kosten verursacht, dem Coitus interruptus. Die Antwort, welche ich auf eine einschlägige Frage erhielt, war stets die nämliche: „Wir ziehen vor Michaeli aus", oder: „Wenn man vor Johanni kündigt, braucht man Michaeli die Miete nicht zu zahlen;" beides volkstümliche Umschreibungen für den Coitus interruptus.

Die grosse Mehrzahl der Ärzte würdigt die schädlichen Folgen des Verfahrens, die bei dem einen oder dem anderen Partner nach einiger Zeit sich bemerkbar zu machen pflegen. Ganz vereinzelt nur wird der Coitus interruptus für unschädlich angesehen. Für den Gesundheitszustand breiter Volksschichten erweist sich diese Gewohnheit in ihren Folgen bedauerlich und bedenklich dadurch, dass die Störungen vorerst leichte sind, dass der Patient den Zusammenhang mit der üblen Gewohnheit nicht argwöhnt, und dass demzufolge ärzt-

[1]) Zeitschrift für soziale Medizin, 3. Bd., Leipzig 1908, S. 121, „Über den Zusammenhang zwischen Konzeptionsziffer und Kindersterblichkeit in grossstädtischen Arbeiterkreisen", von Dr. Carl Hamburger.

Reagensröhre von 120 mm äusserem Umfang, 210 mm lang

Standglas v. 45 mm lichtem Durchm., 230 mm lichter Tiefe

Figur 1. Figur 2.

Zu: Ferdy, Cöcal-Condus. („Sexual-Probleme", IV. Jahrgang, Dezemberheft.)

liches Eingreifen nicht frühzeitig genug erfolgt. Aus der langen Reihe der Ärzte, die dem weit verbreiteten Übelstande entgegengetreten sind, begnüge ich mich einen anzuführen. Krafft-Ebing schrieb im Jahre 1895[1]): „Leute, die Coitus interruptus treiben, sind im eigenen und ihrer Consors Interesse über die Schädlichkeit ihrer Handlungsweise aufzuklären und eventuell zu dem nach meiner Erfahrung unschädlichen Coitus condomatus anzuhalten."

Rechten Wert würde Krafft-Ebiugs Rat erlangen, wenn es sich als tunlich erwiese, auch die Unbemittelten pekuniär in den Stand zu setzen, ihn zu befolgen. Unter allen heute bekanuten anticonceptionellen Mitteln verdient der, aus dem Cöcum des Schafes hergestellte Cöcal-Condus unbedingt den Vorzug. Allein das einzelne Exemplar einer nur mässig guten Sorte von 0,018 mm Membrandicke, wie man sie in Deutschland bei Bandagisten oder in besseren Friseurgeschäften zu kaufen bekommt, stellt sich auf etwa 60 Pfg. das Stück[2]). Uud ein Arbeiter, der für sich und die Seinen einen Wochenlohn von 18—24 Mk. empfängt, ist bei wöchentlich zweimaliger Ausübung des Coitus pekuniär nicht in der Lage, allein auf Befriediguug dieses Bedürfnisses den Betrag von 1,20 Mk. zu verwenden.

Daher hat im Jahre 1905 Aug. Forel in seiner „Sexuellen Frage", S. 417, cine Methode angegeben, wie ein solcher Cöcal-Condus nach dem Gebrauche gereinigt, getrocknet und später wiederholt verwendet werden könnte. Forels Methode hat sich als wenig zweckentsprechend erwiesen. Abwechselnde Anfeuchtung und Lufttrocknung erschöpft unnötigerweise rasch das Arbeitsvermögen[3]) des Materials.

---

[1]) Nothnagel, Spezielle Pathologie und Therapie, XII. Band, II. Teil; „Nervoeität und neuraethenische Zuetände" von Krafft-Ebing; Wien 1895; S. 195.

[2]) Moral und Zwiechenhandel haben eich zusammengetan, dem Volke den Preis diesee Bedarfsartikele gehörig zu ealzen. Ein Händler bemerkte mir: „Leider hängt ein gewiseee Odium am Vertrieb eolcher Waren; das muss der Konsument eben mitzahlen."

[3]) Der Ausdruck „Arbeitsvermögen" wird hier im Sinne der Wöhlerechen Vereuche vom Jahre 1870 gebraucht.

Als weit zweckmässiger hat es sich bewährt, den gebrauchten und in lauwarmem Wasser beiderseitig abgespülten Condus in einem Pulverglase von 3—4 cm Halsweite unter Wasser zur nächsten Verwendung aufzubewahren. In eine Waschschüssel mit Wasser geworfen lässt sich das offene Condus-Ende leicht erspähen und sodann über den mit Wasser benetzten Penis ziehen. Straffes Überziehen empfiehlt sich nicht. Das Ejakulat muss in einer, an der Spitze der Glans penis gelegenen Membranfalte Platz finden. Vor einer jeden wiederholten Benutzung aber ist der Condus mittelst 7—10 cm Wasserfüllung daraufhin zu prüfen, ob die Membran noch hinreichend dicht hält? Ein Hervorquellen des Wassers im geschlossenen Strahl wie in Fig. 1 — ob das Phänomen zu Stande kommt, hängt vom Lochdurchmesser der schadhaften Stelle und von der Höhe des Wasserstandes über der Ausflussstelle ab — oder aber Hervorperlen des Wassers bei verminderter Druckhöhe oder sehr kleinem Lochdurchmesser, machen selbstverständlich den Condus zu fernerer Verwendung untauglich. Schon ein etwas lebhafteres Tröpfeln bei 7 cm Wasserfüllung, ein Verlust von mehr als sechs Tropfen in der Minute, nachdem das etwa äusserlich adhärierende Wasser entfernt ist, lässt die Weiterverwendung des Condus als nicht mehr rätlich erscheinen.

Die Aufbewahrung unter Wasser und wiederholte Benutzung eines und desselben Condus bewirken, dass der Verbraucher das betrügerische Gebahren solcher Geschäfte, die geflickte Condi feilhalten, alsbald durchschaut und ihnen den Rücken kehrt.

Der Condus erfüllt ausreichend seinen Zweck, verhütet er nur, dass während des Coitus Sperma in das Os extern. uteri aufgenommen wird. Eine etwaige geringfügige Benetzung der Vaginalwand mit Spuren von Sperma dahingegen wird post coitum mittelst Vaginalspülung mit lauwarmem Wasser, dem ein oder zwei Esslöffel Essig hinzugesetzt wurde, unschädlich gemacht. Da unbemittelte Frauen sich die zur wirksamen Vaginalspülung in Rückenlage er-

forderlichen Utensilien im allgemeinen zu beschaffen ausser Stande sind, so empfiehlt sich für diese, die, auf einem Eimer sitzend, die Vaginalspülung vorzunehmen pflegen, zum mindesten die Verwendung irgend eines Gerätes, das dazu angetan, trotz der ungünstigen Positur eine ausgiebige Spülwirkung zu gewährleisten, z. B. des Scheunemann schen Ansatzstückes zum Irrigator.

Eheleute in etwas wohlhabenderen Verhältnissen können anstatt des einfachen Pulverglases, eines, die wiederholte Benutzung des Condus bequemer ermögliehenden Gefässes sich bedienen. Es ist in Fig. 2 dargestellt und besteht aus einem Standglase und einer Reagensröhre. Ein gemeinsamer Kork verschliesst zunächst die Reagensröhre allein, sodann beim Zukorken auch das Standglas. In die Reagensröhre ist so viel Wasser einzufüllen, dass beim Entkorken des Standglases ein leichter Auftrieb die Röhre samt dem über sie gezogenen Condus aus dem Wasser des Standglases emporhebt. Das Standglas erhält die Wassermenge, die es bei völlig eingetauchter Röhre nebst Condus zu fassen vermag. Der Preis der in Fig. 2 dargestellten Aufbewahrvorrichtung stellt sich auf etwa 1,50 Mk.

Nachfolgende Versuche geben über die Leistungsfähigkeit des Verfahrens Auskunft. Mann von 48 Jahren, seit etwas über zwei Jahren in zweiter Ehe mit Frau von 27 Jahren verheiratet. Ein Kind aus jeder Ehe. Libido und Voluptas der Frau lebhaft entwiekelt. Ihr Menstruationsintervall beträgt durchschnittlich 30,5 Tage, die Dauer der Menstruation drei Tage. In dem Zwischenraum von 27—28 Tagen pflegt der Coitus 9 oder 10 mal vollzogen zu werden, und für die ganze Dauer eines Intermenstruums hat ein Condus stets als ausreichend sich erwiesen.

Condus I wurde 10 mal benutzt; geringe Undichtigkeit.
„ II „ 9 „ „ „ „
„ III „ 12 „ „ starke „

Hier ist anzumerken, dass die beiden Condi Nr. I und und Nr. II aus dem rein äusserlichen Grunde beseitigt wurden, weil das Intermenstruum abgelaufen, und eine länger ausgedehnte Benutzung von vornherein nicht beabsichtigt war.

Nur der Condus Nr. III wurde ausgenutzt, bis dass Undichtigkeit seiner Weiterverwendung ein Ziel setzte.

Bei einer Cohabitationsfrequenz, wie man sie in jungen Ehen antrifft, haben also die laufenden Ausgaben für Conceptionsverhütung während eines Zeitraumes von 30 Tagen 60 Pfennige betragen. Hinzu treten die einmaligen Ausgaben für Irrigator und Aufbewahrungs-Gefäss, die laufenden Ausgaben für Erwärmung des Spülwassers nebst Zusatz von einem Esslöffel Speiseessig auf den Liter Spülwasser. Diese Ausgaben insgesamt übersteigen nicht die finanzielle Leistungsfähigkeit auch ganz Unbemittelter.

Bei der Fabrikation des Cöcal-Coudus kommen Pottaschenlauge und schweflige Säure in Anwendung. Spuren beider bleiben in der Membran zurück, und ein Bakterium der Scheidenflora vermutlich, welches beim gebrauchten Condus sich hinzugesellt, pflegt auf der Cöcalmembran die Bildung von Schwefelwasserstoff einzuleiten. Sowohl durch Reagentien wie durch den Geruch konnte die Anwesenheit des Gases in dem Wasser, welches zur Aufbewahrung dient, festgestellt werden. Das Wasser ist daher öfter zu erneuern.

Denen, die das vorbeschriebene Verfahren anwenden wollen, ist aber vorsorglich die eigentlich selbstverständliche Tatsache plausibel zu machen, dass das nur ein auf Vorbeugung der Empfängnis berechnetes Verfahren, welches in der Ehe seine Dienste leistet; dass es aber keineswegs dazu angetan, da wo Geschlechtsverkehr promiscue betrieben wird, Infektion zu verhüten. Im Gegenteil! es könnte der Infektion Vorschub leisten.

Etwas von positiver Sexualreform.

Von Prof. Dr. **Bruno Meyer**, Berlin.

(Fortsetzung und Schluss.)

II.

Das Ergebnis dieser Betrachtung über den ersten und grundlegenden Punkt in dem Ehrenfelsschen Reformplane lässt sich also etwa so zusammenfassen: Das Fortpflanzungs-

streben ist bei uns genügend vorhanden, und man kann nicht behaupten, dass es nicht in denjenigen Ständen, in denen ja auch die Körperbeschaffenheit durchschnittlich die bessere, und bei Abwesenheit von Verbildungsfehlern auch die natürliche intellektuelle und sittliche Veranlagung (von Ausnahmen und ungünstigen Entwickelungen in einzelnen Fällen selbstverständlich abgesehen) eine mindestens doch normale durchschnittlich ist, beinahe mehr als in hinreichendem Masse betätigt wird; wir nennen sie, und sie nennen selbst mit Stolz sich „Proletarier", d. h. Kindererzeuger. Und wenn in den besseren Ständen die Kindererzeugung bewussterweise eingeschränkt wird, so mag das sicher bedauerlich sein und vielfältig bereits jetzt weit über eine Grenze hinausgehen, innerhalb deren dieses Bestreben noch einer gewissen Billigung unter Ansehung besonderer Verhältnisse einigermassen sicher sein kann. Aber es ist doch nicht zu verkennen, dass diese Verhältnisse sich aus dem Zwange der Umstände entwickelt haben, und dass hier nicht, wie es nach der Darstellung von Ehrenfels den Anschein hat, die sexualethischen Grundsätze das bestimmende sind, sondern dass vielmehr das Sexualleben empfindlich leidet, weil es gegenüber den äusseren Verhältnissen einem fast unerträglichen, aber geradezu unwiderstehlichen Zwange ausgesetzt ist.

Übrigens mag noch an eine von Ehrenfels nicht mit einem Worte gestreifte Tatsache (der Hohn S. 75, Zeile 8 und 9, gehört nicht hierher) erinnert werden. Er redet immer auf die Männer ein, dass sie sich zu intensiveren Fortpflanzungsbestrebungen aufraffen sollen. Wie stehen denn aber die Frauen in diesem Punkte? Tatsächlich regt sich bei ihnen der Überdruss daran, der Fortpflanzung zu dienen, erheblich früher und energischer als bei den Männern, — was ihnen in Kreisen, die nicht mehr ganz „unmittelbar der Natur verschwistert" sind, eigentlich doch kaum verdacht werden kann! (Vergl. später!)

Wenn, wie namentlich in China — in Japan ja weniger, wenn dort auch Ähnliches vorhanden ist —, eine scharfe Sonderung nach Ständen sich mit Zähigkeit erhält, was Ehrenfels jüngst an dieser Stelle unbegreiflicherweise —

gegenüber den indischen Zuständen z. B. — als eine Unmöglichkeit bezeichnet hat, wenn sich innerhalb weniger bevorzugter Schichten Reichtum und Einfluss erblich befestigt ohne wesentliche Konkurrenz von aussen, und ohne dass auch ein allerdings sehr hoch entwickeltes Prüfungswesen eine mehr als nur scheinbar scharfe Sichtung unter dem Nachwuchse vornimmt, und wenn das gesellschaftliche Leben, insbesondere durch die erniedrigende und nichtachtende Behandlung der Frau, sowie durch eine seit vielen Jahrhunderten völlig stagnierende Kultur, von den unzähligen Ansprüchen nichts weiss, die sich in unserer Kulturwelt entwickelt haben, dann ist es dort nicht schwer, sich um den Nachwuchs keine Sorge zu machen und ihm wohl gar durch Polygynie in den verschiedensten Formen nachzuhelfen. Wo davon geredet wird, wird meistens übersehen, dass all dergleichen, wo es jemals in der menschlichen Kulturgeschichte aufgetreten ist, aus ganz natürlichen Gründen ein sehr aristokratisches Vorrecht gewesen ist, sobald es feste Formen angenommen hat, während es unter der Hand, formlos und ungesetzlich, immer und überall existiert hat. Bei uns, wo von solchen Abgrenzungen der Stände — trotz manchen Missbrauches, der daran erinnert, — doch weder grundsätzlich noch auch praktisch die Rede sein kann, und wo eine stürmisch sich entwickelnde Kultur an diejenigen, welche irgend welche bevorzugte Stellung in der Mitwelt einnehmen, kaum erfüllbare Ansprüche der verschiedensten Art macht, ist es tatsächlich unmöglich, in einer dem chinesischen Vorbilde nahekommenden Weise der Vermehrung die Zügel schiessen zu lassen. Den Wunsch aber, seinen Stamm zu erhalten, sein Geschlecht fortzusetzen, hat bei uns jeder halbwegs normale Mann, und innerhalb der für ihn sich ergebenden Grenzen und oft wohl über sie hinaus setzt er dieses Streben auch in die Praxis um.

Es wird übrigens meines Erachtens hierbei viel zu sehr übersehen, dass es sich bei der geringen Kinderzahl in Familien besserer Stände auch keineswegs immer um Absicht handelt, sondern dass tatsächliche Unfruchtbarkeit ausserordentlich häufig die Ursache ist. Teils tritt Entfremdung, ja Widerwille zwischen den Eheleuten ein, teils vernichten

Krankheiten und schädliche Kultureinflüsse die Zeugungs- oder die Empfängnisfähigkeit, teils folgen aus den verschiedensten Gründen Fehlgeburten auf Fehlgeburten; kurz, sehr häufig ist die beschränkte Kinderzahl ein mittelbares Ergebnis der hochgesteigerten Kultur und der gleichfalls hochgesteigerten Kulturanforderungen, die von Jugend auf an die Angehörigen der „besseren" Stände gemacht werden. Auch vieles von den krankhaften Elementen, die hier aufgezählt worden sind, führt sich auf diese Lebensbedingungen der betreffenden Individuen zurück, und es ist z. B. ganz selbstverständlich, dass ein junges chinesisches Mädchen besserer Stände, das durch Verkrüppelung seiner Füsse an aller freien Bewegung gehindert wird und somit im Hause und ohne sonstige schädliche Einflüsse aufwächst, hinterher als reines Geschlechtswesen besser genügt als ein junges Mädchen aus unseren besseren Ständen, das durch sein ganzes Jugendleben, ohne dass irgendwelche sonderlichen Exzesse vorgekommen zu sein brauchten, vielfältig in seiner Entwickelung von der gesunden Natur abgewichen ist. Dass bei uns in bezug auf die Bevölkerungszunahme das Korsett eine viel mörderischere Rolle spielt, als es der Fussverstümmelung der Chinesen jemals gelingen könnte, versteht sich doch von selber. —

Es kommt nun die zweite Forderung des Ehrenfelsschen Reformplanes, die er (S. 77) „die sexualmoralische Emanzipation des Mannes" nennt. Ohne hier auf die zum Teil etwas überschwänglich und unklar geäusserten allgemeinen Darlegungen einzugehen, wende ich mich gleich an die „dreifache Aufgabe", welche Ehrenfels (S. 81) aus dieser Forderung ableitet.

„Die Männer hätten zunächst, auf rein intellektuellem Gebiet, die Erkenntnis der biologisch differenten und charakteristischen Funktionen der beiden Geschlechter und ihrer daraus abzuleitenden sexualen und sozialen Rechte und Pflichten zu gewinnen und zu verbreiten."

Das heisst kurz und bündig: der Monopolzwang der monogamischen Ehe soll die Geschlechtsbeziehungen nicht mehr beherrschen, und es soll den Männern ein freier Spielraum in der Betätigung ihrer Zeugungskräfte gestattet werden.

Das berührt sich ja in vieler Beziehung mit den Bestrebungen, die Ehrenfels, wie wir gesehen haben, nach Kräften als unzulänglich zu charakterisieren sucht, und es berührt sich in solcher Weise, dass man sagen kann: wenn man für dieso Dinge sowohl die konstitutiven wie die kulturellen Momente gleichmässig geltend machen will, dann kommen beido in der letzten Wirkung auf dasselbe hinaus. Es ist beinahe ein blosses Rechenexempel, da, wenn bei dem männlichen Geschlechte die Geschlechtsfunktionen durch längere Zeit ausgeübt werden können als bei dem weiblichen Geschlechte, allein schon hierin ein Motiv liegt, welches eine Inkommensurabilität zwischen je einem Individuum des einen und des anderen Geschlechtes bedingt; und wenn nicht der lamentable Hinweis auf die Million überschüssiger Frauen in Deutschland aus anderen, zutreffenderen Gründen, als durchaus falsch aufgefasst und ausgedeutet, ausser dem Wege an dieser Stelle läge, so würde es geradezu nur als im beiderseitigen Interesse wünschenswert und glückverheissend betrachtet werden können, dass eben ein solches Zahlenverhältnis zwischen beiden Geschlechtern besteht.

In der lediglich konstitutiven Betrachtuugsweise von Ehrenfels wird aber der differente Moralstandpunkt des männlichen Geschlechtes doch wohl schwerlich angenommen worden können, — schon aus den beiden Gründen, dass nicht zu bestimmen ist, welche männlichen Individuen donn für dieso ausgiebige Geschlechtsbetätigung ausersehen werden sollen, und dass diejenigen, die durch besonderen Zauber auf das weibliche Geschlecht einwirken, erfahrungsgemäss nicht gerade diejenigen sind, deren Eigenschaften in erster Linie auf die nachfolgende Generation zu übertragen als wünschenswert erscheint. Ob aber gerade die Erzeugung einer solchen Vorstellungsweise bei den Männern noch einer besonderen darauf gerichteten Tätigkeit und Agitation bedarf, erscheint doch mindestens fraglich, da offenbar jedenfalls mehr, als es unserem heutigen Sittenkodex entspricht, vielfach sogar unzweifelhaft mehr, als unter irgend einem Gesichtspunkte gewünscht werden kann, den „polygamen Instinkten", wie man es genannt hat, freier Lauf gelassen wird.

„Die Männer hätten zweitens" — nach Ehrenfels — „in einer zielbewussten, solidarischen Bewegung für die praktische Anerkennung ihrer natürlichen sexualen Rechte durch Moral, Sitte und positives Recht einzutreten."

Das kömmt zum Teil mit den tatsächlichen Verhältnissen unter der Herrschaft der „doppelten Moral" überein, zum Teil deckt es sich, wahrscheinlich sehr gegen den Wunsch und die Erwartung von Ehrenfels, mit dem, was die von ihm verpönte neue Bewegung erstrebt. Denn es ist ja keine Erleichterung und Lockerung der bisherigen straffen Fesseln, die unsere herrschende Sexualmoral dem Geschlechtsverkehre auferlegt, denkbar, ohne dass in Moral, Sitte und Recht auch für die Männer eine grössere Freiheit der Bewegung, wenigstens eine grössere Unbefangenheit in dem Eingeständnisse der Freiheiten, die sie sich nehmen, herausspringt, als sie jetzt bestehen kann. Mag also die neue Bewegung so „feminin" sein, wie sie will; d. h. in erster Linie auf eine vernünftige Freiheit in den Geschlechtsbeziehungen auch für das weibliche Geschlecht ausgehen, so ist damit ohne alles weitere auch die grössere Freiheit der Bewegung für das männliche mit eingeschlossen. Also auch in diesem Punkte bietet der Reformplan nichts Neues.

„Die Männer hätten endlich" — nach ihm — „die Führerschaft in der sexualreformatorischen Frauenbewegung zu erringen. Es ist" — nach ihm — „unbedingt nötig, vor allem das sexualmoralische Gewissen der Frau von seinen Verirrungen zu befreien und auf gesunde Bahnen zu lenken."

Das muss man erklären, um einen Begriff damit verbinden zu lassen. Ehrenfels versteht darunter, dass den Frauen „das schrankenlose Waltenlassen ihrer sexualen Besitz- und Eifersuchtsinstinkte" abgewöhnt werden soll. Also er wünscht, dass die Frau nicht mehr eifersüchtig den Alleinbesitz eines Mannes für sich beanspruche, sondern — wie die Frauen überall, während der Zeit der Hörigkeit ihres Geschlechtes in dieser oder jener Form, und wie auch heute noch die chinesische Frau tut, wenn der Mann sich eine oder mehrere Beischläferinnen ins Haus nimmt, — sich grundsätzlich und mit „Würde" darein schicke, die freie Bewegung

des „hervorragenden Mannes, den sie zum Vater für ihre Kinder gut genug befand," gelassen mitanzusehen als ein natürliches Vorrecht des männlichen Geschlechtes.

Nun will Ehrenfels, wie er ausdrücklich erklärt hat, ja die Hörigkeit der Frau nicht wiederherstellen, soweit sie bereits durchbrochen ist, ja sogar den Emanzipationsbestrebungen, die auch auf weitere Befreiung von Schranken für das weibliche Geschlecht hinzielen, nicht grundsätzlich entgegentreten. Er behauptet sogar, diesem Gedanken durch die positive Ausgestaltung seines Reformplanes in bezug auf die Ordnung des Geschlechtsverkehres in der Zukunft Rechnung getragen zu haben, ja selbst in genügendem Masse. Indessen dürfte er sich hier nach allen Richtungen in Irrtümer verstrickt haben. Der ganze Gedankengang ist nur unter der Voraussetzung möglich, dass man das menschliche Geschlechtsleben auf den Standpunkt bei der Züchtung der Tiergeschlechter zurückführen will und kann, und das ist selbstverständlich mit keinerlei Freiheit der Bewegung — am wenigsten für die weiblichen Individuen — durchführbar. Denn bei der geringsten Spur solcher Freiheit der Bewegung, die diesen gelassen wird, würden sie ganz ebenso den Bann der „Zucht", die ihnen aufgelegt wird, durchbrechen, wie das bei dem Brande auf der Rennbahn von Westend die aus den brennenden Ställen notgedrungen zunächst unbeaufsichtigt ins Freie hinausgelassenen Stuten in der unvorhergesehenen Gemeinschaft mit Hengsten getan haben. Also von irgend einer Spur von menschenwürdiger Freiheit des weiblichen Geschlechtes nach irgend einer Richtung kann unter keinen Umständen die Rede sein, wenn die hier von Ehrenfels ins Auge gefassten Gesichtspunkte durchgeführt werden sollten.

Dass die Männer sich der sexualmoralischen Bewegung anschliessen und auf sie Einfluss zu gewinnen suchen sollen, ist durchaus richtig und von seiten vieler unabhängigen und denkfähigen Männer auch bereits geschehen. Es braucht nicht noch einmal darauf aufmerksam gemacht zu werden, dass nichts Vernunftiges herauskommen könnte, wen auch bei diesen Bestrebungen die Frauen allein liesse. Einmal fehlt ihnen der Überblick über die Verhältnisse in den grossen Bezügen, da sie

darin eben nicht geübt sind; und es fehlt ihnen aus demselben Grunde die Fähigkeit, Normen zu gestalten, die den Anspruch erheben können, alle berechtigten Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Vor allem aber: es können die geschlechtlichen Beziehungen, wenn sie gegen den bisherigen Zustand verbessert werden sollen, nicht von einem Geschlechte ausgehend dekretiert werden, sondern es müssen da beide zusammenwirken, und zwar auf dem Fusse der Gleichberechtigung; — wobei unter Gleichberechtigung keineswegs grundsätzlich zu verstehen ist, dass die Moralgesetze für beide Geschlechter übereinstimmend und unterschiedslos lauten müssen, sondern auf dem Fusse der Gleichberechtigung nur insofern, als beide Geschlechter das Recht haben, für ihr Bedürfnisse und die Empfindungsweise, die ihnen eigentümlich ist, Berücksichtigung zu verlangen. Kraft der reicheren Erfahrung und der unleugbar im allgemeinen doch breiteren Umsicht, die den Vertretern der Männerwelt eigen ist, wird ihnen der notwendige Einfluss bei der Gestaltung einer neuen oder reformierten Sexualmoral von selber zufallen. Dass in diese Moral der Zukunft auch eine gewisse Mässigung der Frauen in bezug auf ihre Eifersuchtsinstinkte wird einbezogen werden müssen, versteht sich beinahe von selber, wenn die monopolistische Anweisung je eines Individuums der beiden Geschlechter auf einander fallen gelassen wird; denn damit steht und fällt natürlich die Berechtigung zu Eifersucht in dem Sinne, wie sie hier von Ehrenfels gemeint und verpönt wird.

Ausserordentlich schön ist in diesem Zusammenhange, in welchem man im allgemeinen nur wenig mit Ehrenfels übereinstimmen kann, der Hinweis darauf, dass die geschlechtlichen Verhältnisse sich naturgemäss verändern werden, wenn ein der neuen Anschauung entsprechendes Frauenideal die Phantasie der Männer zu beherrschen beginnt; und er hat vollkommen Recht, wenn er (genau in diesen Worten spricht er es nicht aus, aber es lässt sich dahin mit Recht ergänzen) die beiden bisherigen die männliche Phantasie beherrschenden Vorstellungen von der Frau, einmal die grobsinnliche, die in ihr weiter nichts als das der Befriedigung

der eigenen Geschlechtsinstinkte dienende Geschlechtswesen sieht, und dann die hypostasierte, welche in ihr ein Wesen vorstellt, das ganz von selber zu fast göttlichem Range, wie in der katholischen Vorstellung von der Maria, emporschwebt, aufgegeben und dafür die von einem gleichberechtigten, das eigene Wesen ergänzenden Menschentum gesetzt sehen will, mit dem in Austausch zu treten erst den Mann selber zu der höchsten für ihn erreichbaren Vollendung führt. Sehr schön sagt er (S. 82): „Die Frauen sind für jedes Ideal zu gewinnen, von dem sie gewahr werden, dass es die männlichen Leidenschaften entflammt.“ Und daher ist auch anzunehmen, dass sie sich bemühen werden, in dieses neue weibliche Ideal hineinzuwachsen, wenn es von den Männern tatsächlich auf den Thron erhoben wird, um so mehr, als es von den Mängeln der beiden bisherigen Ideale frei ist, sowohl von der roh sinnlichen Auffassung des einen, wie von der krankhaft übersteigernden Sublimierung des anderen, und der wirklichen Aufgabe gerecht wird, der einen Hälfte des Menschengeschlechtes zu der Würde zu verhelfen, die ihr innerhalb der Gesamtheit der Menschheit gebührt. Man kann daher Ehrenfels in dem Schlussworte dieses Abschnittes vollkommen zustimmen: „Nur dann kann in unserer Kulturwelt eine Bewegung für die Postulate des Lebens zum Sieg führen, wenn Männer auf den Plan treten, die das biologisch richtige Frauenideal nicht nur mit kaltem Verstande begreifen, sondern auch mit sinnlicher Leidenschaft ersehnen.“ Das ist aber zum Glück gar nicht so schwer und gewaltsam, wie er es sich vorstellt, da die Männer, ebenso wie in jeder modischen Tracht körperlich, auch in jeder kulturellen Entwickelung des Typus seelisch das „Ewigweibliche“ wittern und suchen werden.

Damit kommt Ehrenfels zu dem dritten Teile seines Reformprogrammes, der von ihm ersonnenen positiven Gestaltung.

Es ist ja hinreichend bekannt, dass er in einer Association der Frauen zur gegenseitigen Sicherung der materiellen Existenz und zur Teilung und dadurch Ersparung der Arbeit in Haus und Familie das Heilmittel der Zukunft ge-

funden zu haben glaubt. Also die Frauen, denen er ja kein Recht auf einen einzelnen Mann zugesteht, denen er das Recht abspricht, ein solches Besitzrecht geltend zu machen, sollen sich in Hausgemeinschaften zusammentun, in denen die häuslichen Verrichtungen auf gemeinsame Kosten und eventuell mit Arbeitsteilung unter den Genossinnen besorgt werden, und die Frauen nun die Besuche ihrer Freunde empfangen, nicht ohne, da bei ihnen ja die Folgen dieser Besuche mit aller Verantwortlichkeit hängen bleiben, in jedem einzelnen Falle eine entsprechende Entschädigung oder Bezahlung, oder wie man das nennen will, in Empfang zu nehmen.

Und das soll nun die Lösung des Problemes sein, die Frauen auf eine Stufe zu stellen, die der modernen Anschauung von ihrer menschlichen Gleichberechtigung entspricht —, die Lösung, die an die Stelle der bisherigen Organisation des geschlechtlichen Verkehres zu treten geeignet sein soll! Ich kann nicht recht verstehen, wodurch sich dieses System wesentlich von dem Bordellverkehre unterscheiden sollte. Denn darauf, ob die einzelne in solchem Frauenhause lebende Frau mit einem oder mit mehreren Männern verkehrt, kommt es verhältnismässig sehr wenig an. Das hat allerhöchstens für sie persönlich eine gewisse Bedeutung; aber es ist schon deswegen für alle eine gemeinsame Gefahr, als ja keinerlei Gewähr für eine, wie wir wohl sagen dürfen, sittliche Haltung der sämtlichen Genossinnen geboten ist, und das Angewiesensein auf eine so fragwürdige Genossenschaft jedenfalls nur ein Mittel ist, um die einzelne Persönlichkeit, wenn sie auch anfänglich nicht zu dergleichen neigt, auf eine möglichst lockere Auffassung von den geschlechtlichen Beziehungen hinzuleiten. Ob also diese Einrichtung der Grundthese in dem Ehrenfels'schen Reformplane Genüge tut, die darauf hinausgeht, Quantität und Qualität der Nachkommenschaft auf eine möglichst grosse Höhe zu heben, dürfte mehr als zweifelhaft sein. Verkehren die Frauen mit mehreren Männern durcheinander, so können sie nicht wissen, wem sie eintretenden Falles Kinder bringen, und je umfassender ihr Verkehr sich gestaltet, um so weniger Vertrauen ist in das

Prinzip der Auswahl zu setzen, und um so unwahrscheinlicher wird — wie ja auch Ehrenfels (S. 14) als Erfahrungstatsache anerkennt — die Fruchtbarkeit ihrer Geschlechtsbetätigung. Überdies steht ja fest, dass gerade bei den Frauen am ehesten ein Überdruss daran eintritt, der Fortpflanzung zu dienen und durch die mit diesem Dienste verbundenen Beschwerden vor, bei und nach der Geburt in der schönsten Zeit des Lebens so stark in Anspruch genommen zu werden, dass von irgendwelcher Lebensfreude kaum die Rede sein kann; ganz davon abgesehen, dass bei schnell aufeinander folgenden Geburten auch die körperliche Gesundheit so stark angegriffen wird, dass Vermeidung weiterer Geburten zu einer Notwendigkeit werden kann, wenn das Leben und ein erträglicher Gesundheitszustand erhalten werden soll. Dass bei dieser durchaus begreiflichen Disposition des weiblichen Geschlechtes durch das Zusammensein in solchen Frauenhäusern, in denen die „Klügste" sehr bald den Ton angeben würde, die Fortpflanzung einen besonderen Aufschwung nehmen würde, ist billig zu bezweifeln. Vielmehr würde aller Wahrscheinlichkeit nach unter solchen Umständen der Bordellcharakter auch in bezug auf die tunlichste Vermeidung von Befruchtungen sehr bald die Oberhand gewinnen, und somit der Zweck der ganzen Konstruktion gründlich verfehlt werden, — und der „Hetärismus" stände in Reinkultur da.

Nun fragt es sich aber wohl auch, wie die Männerwelt bei dieser Art von Organisation fahren würde.

Ehrenfels hat jüngst an dieser Stelle mit solcher Begeisterung für die innereheliehen Verhältnisse in China sich ausgesprochen, dass von ihm kein Verständnis und keine Anerkennung für den Wert eines ehelichen Zusammenlebens, wie es der europäischen Kulturmenschheit (und nicht erst dieser!) zur Gewohnheit geworden ist und als Ideal gilt, erwartet werden kann. Aber es wird gestattet sein, an diesem Ideale einstweilen doch als an etwas Wertvollem festzuhalten und es nicht aufzugeben, — nicht aus Gewohnheit, sondern aus Einsicht. Alle Steigerung des Liebesideales, die ganze poetische Verklärung, welche die Geschlechtsbeziehungen im Laufe der Kulturentwickelung erfahren haben, beruht dar-

auf, dass die Geschlechtsbeziehungen zu einem blossen Ingrediens, zu einem Elemente in einem innigen Zusammenleben geworden sind. Je mehr ausschliesslich auf die geschlechtliche Befriedigung Rücksicht genommen wird, um so gleichgültiger gehen die Individuen neben einander her, und um so weniger erleben und geniessen sie von einer vollständigen, das ganze Dasein umfassenden und bestimmenden Gemeinschaft. Es hat daher auch unter solcher Auffassung vielfältig der Gebrauch bestehen können, dass die ehelich miteinander Verbundenen gar nicht zusammen lebten, sondern die Frau in ihrer Geschlechts- oder Stammesgemeinschaft verblieb, und der Mann sie nur zum Zwecke des Geschlechtsverkehres, oft sogar mit der ausdrücklichen Bedingung der Heimlichkeit für solche Zusammenkünfte, besuchte. Erst wenn die vereinigten Persönlichkeiten zu einer mannigfaltigeren Lebens- und Weltanschauung kommen, d. h. wenn sich die allgemeine und ihre besondere Kultur hebt, verlegt sich je mehr und mehr der Schwerpunkt des ganzen ehelichen Verhältnisses in diejenigen Beziehungen, welche ausserhalb des Geschlechtsverkehres liegen. Bei den vielseitigen Interessen, welche die Eheleute miteinander verknüpfen, treten die geschlechtlichen Beziehungen — ohne je nach der individuellen Veranlagung und Empfindungsweise vernachlässigt zu werden — weit zurück, und der geschlechtliche Verkehr tritt als eine Form der Gemeinsamkeit wie jede andere je nach Stimmung und Gelegenheit in seine Rechte, ohne dass die Besonderheit dieses Verkehres im einzelnen Falle in das Bewusstsein tritt, ja ohne dass darüber auch nur im geringsten reflektiert wird. Diese Form des Zusammenlebens wird um so wertvoller, je höher sich die beiden Individuen, jedes in seiner Art, entwickeln, und natürlich: je besser sie zu einander stimmen oder sich auf einander zu stimmen gelernt haben. Dass eine solche Gemeinsamkeit des ganzen Lebens von unberechenbarer Wirkung und von grösster Wichtigkeit ist, liegt so sehr auf der Hand, dass es kaum zu begreifen ist, wie deren Wert auch nur im geringsten verkannt, und dann ein so hochstehendes Mittel der Entwickelung für den Einzelnen und in ihm für die Gesamtheit, nachdem es einmal

gefunden und in Jahrtausende langer Übung bewährt erfunden ist, so leichtfertig aufgeopfert werden kann.

Man kann sagen: das Ehrenfelssche Frauenhaus ist der Hetärismus im Prinzip, und es könnte ein tieferer Verfall in Barbarei — welche bekanntlich nicht der Urzustand, sondern der verlorener Kultur ist — nicht gedacht werden, als er durch diese „Reform" herbeigeführt werden würde. Den Frauen kann nichts Erniedrigenderes angetan werden, als sie untereinander zu isolieren. Die Männer hätten ganz unnötigerweise ihre Fortpflanzungsinstinkte neu geweckt und neu gestärkt, und ebenso unnötigerweise sich ein neues Frauenideal gebildet, wenn die Absonderung der Frauen in solchen Assoziationen alle ihre Bestrebungen und Vorstellungen illusorisch machte. Sie würden jeden Einfluss auf die Gebahrung des weiblichen Geschlechtes verlieren, und selbst vom Standpunkte der reinen Volksvermehrung würde zu erwarten sein, dass die Wirkungen als geradezu verderbliche sich herausstellen würden.

Es kann ja natürlich nicht einen Augenblick geleugnet werden, dass die vollständige Lebensgemeinschaft in einer Ehe, gleichgültig in diesem Falle, ob sie staatlich anerkannt ist oder auf freier Entschliessung beruht, auch ihre grossen Schwierigkeiten und Schattenseiten hat. Aber die Schattenseiten sind nicht grösser, als sie bei allem Irdischen sind, das man seiner überwiegenden Nützlichkeit wegen dennoch kultiviert; und die Schwierigkeiten rühren zum grössten Teile von der Verwilderung der Antriebe für die Herbeiführung ehelicher Gemeinschaften (im heutigen gesetzlichen Sinne) her. Nicht, als wenn schlechthin behauptet werden sollte, dass Geschlechtsgemeinschaften, wenn und weil sie aus einer lebhaften Zuneigung der Individuen zu einander entstanden sind, darin die Gewähr des Bestandes und beständiger allseitiger Beglückung fänden. Es ist je nach der Eigentümlichkeit der verschiedenen Naturen sehr wohl möglich, dass in vielen solchen Fällen die Vollendung des Besitzes die Leidenschaft abstumpft. Aber das ist nicht der normale Fall und jedenfalls keine Erscheinung, die davon abschrecken könnte, mehr und in bevorzugterer Weise, als es

jetzt geschieht, die persönliche Zuneigung als Hauptbestimmungsmoment für das Eingehen von geschlechtlichen Gemeinschaften zu fordern. Der Wunsch aber nach einem innigen allgemeinen Zusammenleben ist wohl in jedem, ob Mann, ob Weib, lebendig, der auf eine Geschlechtsgemeinschaft hinzielt; und diesem allgemeinen Bestreben durch eine solche Organisation entgegenzutreten, wie die Frauenassoziation sein würde, heisst sich mit einem ganz allgemeinen Gefühle jedes gesunden Menschen in Widerspruch setzen und Erfahrungen missachten, die in allergrösstem Massstabe gemacht sind und nach der entgegengesetzten Richtung weisen. Mehr, als es Ehrenfels — an sich psychologisch und tatsächlich nicht unrichtig — für die Unterdrückung und Ausschaltung des geschlechtlichen Triebes und seiner Befriedigung in Anspruch nimmt, macht eine auch für einen veredelten Geschlechtsverkehr bestimmte völlige Lebensgemeinschaft Zeit, Sinn und Kraft für höhere Kulturbetätigungen frei. (Dass die Fähigkeit für dorgleichen auf dem ersteren Wege entstehen sollte, ist nichts als ein drolliges Hirngespinst!) —

Und nun noch ein Wort von der Triebfeder für die ganze Betriebsamkeit im Sinne der Ehrenfelsschen Reform, nämlich von der „gelben Gefahr"!

Der russisch-japanische Krieg hat selbst besonnene Menschen nervös gemacht und hat den Gedanken an eine Gefährdung, welche unserer abendländischen Kultur und dem Bestehen unserer Nationalitäten von den ostasiatischen Mongolen droht, zu einer beängstigenden Höhe getrieben. Der Krieg hat gezeigt, dass die Mongolen, namentlich die begabtesten und eifrigsten unter ihnen, die Japaner, nachdem sie sich mit grossem Fleiss und nicht minder grossem Erfolge die Errungenschaften unserer europäischen Kultur angeeignet haben, befähigt worden sind, selbst einer europäischen Grossmacht erfolgreich die Spitze zu bieten; und daraus wird nun abgeleitet, dass, wenn gar auch China in ähnlicher Weise sich zu neuem Leben ermuntert, und Japan die diplomatische und kriegerische Führung des gesamten Mongolentums übernimmt, eine Gefahr entsteht, der auch das vereinigte Europa

im blutigen Ringen des Krieges nicht zu widerstehen vermöchte. Ja, es würde vielleicht nicht einmal auf eine Waffenentscheidung anzukommen brauchen; denn die Mongolen würden, durch ihre starke Vermehrung gedrängt, die „offene Tür" bei den Kulturnationen für den Überschuss ihrer Bevölkerung fordern, so wie wir bei ihnen die „offene Tür" für den Überschuss unserer Waren mit Gewalt durchgesetzt haben; und sie würden nicht zögern, wenn ihnen dies Verlangen nicht erfüllt würde, seine Erfüllung mit den Waffen in der Hand zu ertrotzen. Wenn es ihnen aber aus Furcht vor einer solchen Waffenentscheidung und wegen einer gewissen Unsicherheit in der Voraussicht des Erfolges ohne Schwertstreich zugestanden würde, dann würden sie von unten her allmählich durch ihre Massenzuwanderung die europäischen Völker in ihrer eigenen Heimat an die Wand drücken, ungefähr wie der ausgebrütete Kuckuck die eigentlich ins Nest gehörigen Jungen der Pflegeeltern erdrückt und sich selber in dem fremden Neste als Alleingebieter breit macht.

Ich kann diese Vorstellungsreihe ganz wohl begreifen, wenn ich die Voraussetzung zulasse, die dabei gemacht wird, nämlich, dass man alle höheren intellektuellen und namentlich alle ethischen Faktoren unberücksichtigt lässt und für die Zukunft in der Weise des Ehrenfelsschen Reformplanes ausschaltet.. Wenn es den Japanern möglich geworden ist, sich unsere materielle Kultur durch die Vermittelung von einigen hundert Sendboten in verhältnismässig sehr kurzer Zeit — es sind kaum vierzig Jahre darüber hingegangen — anzueignen, und sie damit eine Kraftentwickelung ihrer Nation ermöglicht haben, die die zeitgenössische Welt mit Recht in Erstaunen gesetzt hat, so sollte uns das nur zur Aufklärung darüber dienen, welchen Wert wir berechtigterweise dieser materiellen Kultur und unserem Aufgehen in ihrem Betriebe und ihrer Verherrlichung zuzugestehen haben. Materielle Kultur ist ausserordentlich leicht anzueignen; es geschieht beinahe auf mechanischem Wege, und es ist nicht schwerer und dauert nicht länger, die charakteristischen Unterschiede zwischen Nationen und selbst Rassen in bezug auf sie auszugleichen, als sich heute schon bei uns der An-

blick der Städte durch die Verwischung jedes charakteristischen Gepräges verähnlicht hat. Es ist ja nachgerade abschreckend, wie gleichmässig der Eindruck ist, den man beim Besuche einer fremden Stadt empfängt. Man tritt aus dem Bahnhofe heraus auf einen grossen Platz, der von Hotels umgeben ist, und auf dem die Strassenbahnen, jetzt natürlich fast überall auch schon elektrisch, nach allen Richtungen der Windrose zur Verfügung stehen; und in den breiten und möglichst geraden Strassen gleichen die Mietskasernen mit den „modern" ausgebauten Läden und ihrem überall gleich aussehenden Inhalte einander so, dass man abgesehen von ein paar markanten — meist natürlich älteren — Gebäuden sich an jeder Stelle in jeder beliebigen anderen Stadt befindlich denken kann.

Die Bequemlichkeiten dieser materiellen Kultur zur Verfügung zu haben und zu geniessen, ist ja recht angenehm; aber darin aufzugehen, wie wir beinahe im Begriffe stehen, ist eine Armseligkeit und Kurzsichtigkeit der allerbedauerlichsten Art; und wenn dies sich dadurch rächte, dass Nationen und Rassen, die wir, sei es mit Recht, sei es mit Unrecht, für unter uns stehend ansehen, und mit denen wir eine nähere Gemeinschaft ungern eintreten sehen würden, uns gleich kämen, bis zu einem Grade, der für unsere Weltstellung Bedenken hervorriefe, so könnten wir uns nicht darüber wundern und hätten uns diese Folgen selber zuzuschreiben. Die materielle Kultur ist immer etwas Untergeordnetes[1]); sie hat ihre grossen Dienste dadurch geleistet, dass sie der höheren Kultur die äusseren Mittel der verschiedensten Art zur Verfügung gestellt hat. Die Erde würde uns heute noch zu gross sein, wie die alte Welt den Römern zu gross geworden ist, wenn wir nicht die räumlichen Entfernungen durch die mo-

[1]) Man gewöhnt sich unglaublich rasch an jede neueste ihrer Wohltaten, und dann ist man wieder nicht klüger und besser als vorher; im Gegenteil: das Glücksgefühl des Menschen hängt nicht ab von dem, was er hat, sondern von dem, was er bewusst entbehrt. Es hat mich gefreut, diesem von mir so und ähnlich häufig ausgesprochenen Gedanken schon bei Wilhelm von Humboldt in dieser Form zu begegnen: „Alles was dem Bedürfnis ähnlich ist, hat die Eigentümlichkeit, dass man es weniger geniesst, wenn man es hat, als es schmerzt, wenn man es entbehrt."

dernen Erfindungen abzukürzen und zu überwinden verstanden hätten; und viele Kulturbestrebungen der mannigfaltigsten Art würden die Fortschritte nicht haben machen können, die wir zu verzeichnen haben, wenn nicht Hilfs-Mittel aller Art, Erleichterungen der Beobachtung, Erleichterungen des Ortswechsels, Erleichterungen der fortgesetzten Beschäftigung, Erleichterungen der möglichst gesunden Ernährung usw., d. h. also allerlei Taten der gesteigerten materiellen Kultur, die Möglichkeit dazu geschaffen hätten. Aber man vergesse nur nie, dass sie in allem diesen nur Mittel zum Zwecke gewesen ist, und dass Naturwissenschaft und Technik zusammengenommen nie etwas anderes werden können und sollten als Mittel für die geistige Kultur. Und hierin, wenn wir diese in entsprechender Weise betreiben und hochhalten, werden uns die fremden Rassen entweder nicht erreichen, — und dann werden sie unter allen Umständen, auch mit der grössten Kraftentfaltung und Massenwirkung, uns nicht gewachsen sein —; oder sie werden uns auch die Errungenschaften dieser Kultur abzulauschen verstehen, — dann werden sie auch jene befürchtete gewaltsam zerstörende Einwirkung auf unser Leben und unsere Zukunft nicht unternehmen!) — Schen dass der Gedanke möglich

1) Dr. Waldemar Ammann, Professor an der deutschen Medizinalschule in Shanghai, führt in seiner höchst bemerkenswerten Abhandlung über „die neuen Kulturaufgaben in China“ (Hinneberg's „Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“ vom 11. Juli 1908, Sp. 878) den Ausspruch eines jungen Chinesen an, der in Berlin studiert hat: „... dass die sogenannte gelbe Gefahr im Verhältnisse des Eindringens der westlichen Kulturen schwinden müsse. Je mehr sich die mannigfachen Beziehungen auf allen Gebieten des Lebens zwischen China und dem Auslande verquicken, um so unwahrscheinlicher wird ein Angriffskrieg Chinas gegen fremde Mächte, falls nicht frivoler Anlass dazu gegeben wird. An einem elementaren Ausbruch von Eroberungssucht und wilder Massenmacht (wie zu den Zeiten Dschingis-Khans) ist um so weniger zu denken, je mehr die abendländische Bildung eindringt, und je mehr China als gleichberechtigter moderner Staat in der Völkergemeinschaft fungiert.“ Gerade die verderblichsten und verwerflichsten Lunten an das Pulverfass zu legen: frivol zu reizen, indem man „den chinesischen Koloss unter abendländische Kuratel setzt“, vermisst Ehrenfels sich („Weltpolitik und Sexualpolitik“, Sexual-Probleme, Augustheft), den europäischen Kulturnationen zu raten! An ihren Früchten sollt ihr seine Theorie erkennen!

geworden ist, die blosse physische Kraft in einem möglichst bedürfnislosen Körper, der sich gegen unendlich geringen Entgelt zu praktischen Zwecken in Bewegung setzen lässt, deshalb, wenn wir sie als solche erkannt und den Wert des könne, so inmitten unserer Kulturwelt gewissermassen als ein Stück rohester Naturkraft eine Stelle erobern, vor der unsere ganze Kultur zu zittern in die Lage kommen müsste, zeigt, dass die Notwendigkeit und Verwendbarkeit vieler solcher untergeordneten Kräfte in unserer heutigen Kulturarbeit eine Rückständigkeit bei uns bedeutet, — eine Rückständigkeit, die wir Vernachlässigten richtig würdigen gelernt haben, mit Aufbietung aller Kraft auszugleichen bestrebt sein sollten.

Sollte es aber wirklich wahr sein, dass unsere europäische Kultur der Expansionskraft der mongolischen Rasse auf die Dauer durchaus nicht gewachsen wäre, so ist auch dann die Furcht vor der „gelben Gefahr" teils unbegründet, teils übertrieben. Unbegründet kann man sie nennen, weil unsere Kultur, wenn sie auch durch das Aufgebot aller ihr zur Verfügung stehenden Kräfte nicht imstande ist, den Ansturm von uns für untergeordnet gehaltener Nationen und Rassen abzuwehren, nur wie alles, was besteht, wert ist, dass sie zugrunde geht.

Wodurch unterscheidet sich sonderlich zu ihrem Vorteile diese Furcht vor der „gelben Gefahr" von dem Zittern, das die Römerwelt bei der Erscheinung der Cimbern und Teutonen vor der Urkraft der nordeuropäischen wilden Völkerschaften Germaniens usw. ergriff? Wenn damals eine Schematisierungssucht und eine Schreibseligkeit wie heute bestanden hätte, dann würden dickleibige Bücher über die „germanische Gefahr" daraus entstanden sein, wie sie heute über die „gelbe Gefahr" entstehen. (Tacitus steht dadurch hoch über unseren Rassenangstmeiern, dass er seinen Zeitgenossen die Sittenreinheit der „Barbaren" zu ihrer Beschämung vorhielt. Das für uns angeblich vorbildliche „Fortpflanzungsbestreben", das Ehrenfels den Chinesen nachrühmt, ist, wie gezeigt worden, damit nicht im Entferntesten zu vergleichen!) eine Kulturpause von ungefähr einem Jahrtausend zu danken haben. Aber erstens ist unsere heutige europäische Kultur-

welt, man mag an ihr so viel auszusetzen finden wie nur immer möglich, doch so im Kerne ihres Wesens nicht zerfressen und der Auflösung verfallen, wie die antike Kulturwelt gegen die Zeit der Völkerwanderung es war. Ausserdem erscheinen die zu fürchtenden Mongolenhorden von heute eben nur dadurch für uns als eine wirkliche Gefahr, dass sie Träger einer, wenn auch nur angenommenen, nämlich unserer Kultur sind; und infolgedessen würden sie, auch selbst bis zu einem gewissen Grade siegreich, unserer Kultur nicht totbringend entgegentreten, wie das die Horden der Völkerwanderung gegenüber der antiken Kultur nur in zu ausgiebigem Masse getan haben.

Aber selbst wenn durch das Eindringen einer fremden Rasse ein ähnlicher Kulturstillstand auf längere Zeit herbeigeführt würde, wie ein solcher im Mittelalter eingetreten ist, so würde darnach ein Wiederaufblühen der Kultur auf der Grundlage der eingetretenen Rassenvermischung [1]) ganz ebenso zu gewärtigen sein, wie eine solche „Renaissance" nach der Völkerwanderung und ihren Nachwehen entstanden ist. Das könnte um so weniger hier ausbleiben, als ja doch nicht, wie vor anderhalbtausend Jahren, mit einer Barbarenhorde zu rechnen wäre, sondern diejenigen Bevölkerungen, von denen jetzt die Gefahr drohen würde, abgesehen davon, dass sie von unserer Kultur durchtränkt worden sind, doch die Väter einer eigenen uralten und sehr hohen Kultur sind, die trotz langwieriger Stagnation doch noch eine solche Kraft und Bedeutung hat, dass sie auf unsere moderne geistige Entwickelung, gerade auf unsere höchsten Produktionen in der Kunst, einen massgebenden und entscheidenden Einfluss zu üben im stande gewesen ist. Diese neue Völkerwanderung würde uns also mit originalen Kulturmächten in

---

[1]) Es ist Ehrenfels hoch anzurechnen, dass er („Die Postulate des Lebens", Sexual-Probleme, Oktoberheft) im Vorbeigehen der „Schmach des Jahrhunderts", dem Antisemitismus, eine runde und glatte Absage zuteil werden lässt: der Einschlag jüdischen Blutes in die Zuchtrasse unserer Zukunft „kann uns nur willkommen sein". Ja, ist denn das mit einem Einschlage tüchtigen mongolischen Blutes von „zähem Lebenswillen" etwas Anderes?!

Verbindung bringen, was bei der Erwägung und Abschätzung der „Gefahr“ doch wohl zu berücksichtigen sein sollte. —

Nun noch ein Wort von der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer gewaltsamen mongolischen Überflutung an sich!

Es ist dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen; das gilt auch hier. Die Japaner sind selbst überrascht von den Erfolgen, welche sie gehabt haben, und sie haben teils in weiser Selbstbeschränkung, teils unter sehr lästigem äusseren Zwange schon gelernt, sich in gewissen Grenzen zu halten. Die ungeheuren finanziellen und Menschenopfer, die der Krieg gekostet hat, sind noch lange nicht überwunden und werden so schnell nicht überwunden werden; und bevor sie noch überwunden sind, wird auch Japan zu der Einsicht kommen, die den europäischen Hauptnationen seit einer Reihe von Jahrzehnten nun schon den Frieden erhalten hat, dass es ein selbstmörderisches Vorgehen ist, ohne die allerzwingendste Veranlassung und eine möglichst sichere Aussicht auf Erfolg einen Krieg zu beginnen.

Wie lange es dauern wird, bis China materiell gleichwertig für einen Krieg neben Japan stehen wird, ist kaum abzusehen. Die Grösse des Reiches und die Masse der Menschen bildet ebenso wie die jahrhundertelange Unbeweglichkeit des ganzen Staatswesens ein Moment der Verlangsamung, dessen Kraft schwer abzumessen ist; und zunächst hat es ja den beruhigendsten Anschein, dass die beiden grössten Mongolenreiche noch nicht den letzten Rangstreit *unter sich* ausgefochten haben. Wenn es dermaleinst aber wirklich dazu kommen sollte, dass Japan und China vereinigt mit Gewalt gegen die europäische Kulturmenschheit — und die amerikanische, nicht zu vergessen! — vorzugehen wagen sollten, dann würden die materiellen Schwierigkeiten für sie so gut wie unüberwindlich sein. Eine Heerführung, mit der Basis in China und Japan, über die schwierigen lokalen und kulturellen Verhältnisse Innerasiens hinweg bis nach Europa hinein, ist technisch kaum denkbar und würde einem Mongolenheere Opfer an Menschen und Geld auferlegen, vor denen selbst die Hunderte von Millionen, die jene Reiche an Ein-

wohnern haben, hinschmelzen würden wie die Butter an der Sonne. Man mag alle möglichen anderen Gründe für den Misserfolg der Russen gegenüber den Japanern so hoch anschlagen, wie man will; ein sehr erheblicher Bruchteil dieses Ausganges ist darauf zurückzuführen, dass die Japaner ihre natürliche Basis in der Nähe hatten, und die Russen den Krieg in einer grossen Entfernung von dem Sitze ihrer Macht und der Quelle ihrer Vorräte an Menschen und Materialien zu führen hatten; — ganz ebenso, wie es wenige Jahre vorher den Engländern nur mit unendlicher Anstrengung gelungen ist, den Buren eine hinreichende Truppenmacht gegenüberzustellen, um diesen Gegner so fern von dem eigenen Lande unter der Wucht der Massen erdrücken zu können.

Die Verhältnisse liegen heute doch anders als zu den Zeiten der Attila und Dschingiskhan. Damals konnten sich grosse Menschenmassen — Männer, Weiber und Kinder — auf die Wanderschaft begeben und, gleich Heuschreckenschwärmen über die Triften unabsehbar sich ergiessend, allmählich in Gegenden gelangen, wo sie die Voraussetzungen für brauchbare Niederlassungen fanden. Das konnte damals Jahre und Jahrzehnte dauern, ohne dass es die Unternehmer dieser Züge irgendwie beschwerte. Das ist heute anders. In solcher Art könnte sich ein Völkerzug aus den Mongolenreichen nicht unserer europäischen Kulturwelt entgegenwälzen, ohne auf Schritt und Tritt Widerstand zu finden, Einbussen zu erleiden und schliesslich in hilfloser Ferne von der Heimat den wohlgerüsteten europäischen Völkerschaften in einer so breiten Front zu begegnen, dass von einer erfolgreichen Durchbrechung dieses Menschenwalles als Schutz für unsere europäische Kultur schwerlich die Rede sein könnte.

Die gelbe Gefahr wird nach allen Richtungen weit überschätzt, sowohl in ihrer materiellen Schwere wie nach der Bedeutung ihrer etwaigen Verwirklichung, die, wenn die Schätzung gewisser Charaktereigenschaften, die gerade bei Ehrenfels etwas blendendes hat, einigermassen das Richtige träfe, uns unzweifelhaft so verzügliche Mischungselemente für eine Rasse der Zukunft zuführen würde, wie

sie etwa seinerzeit bei dem Ineinanderfluten der nach Norden ausgreifenden Römer und der nach Süden strebenden Germanenvölker auf dem ganzen Gebiete sich vollzogen hat, welches die Wiege der modernen Kultur geworden ist.

Berichtigung.

Von **Christian v. Ehrenfels.**

Eines von den vielen in der vorstehenden Kritik, der Prof. Bruno Meyer meine „Sexualethik" unterzogen hat, enthaltenen Missverständnissen trifft mich so peinlich, dass ich keinen Tag verstreichen lassen kann, ohne ihm entgegenzutreten. Prof. Meyer deutet einen von ihm (in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift, S. 705) zitierten Satz aus meiner Sexualethik so, als ob ich darin der Bewegung für Mutterschutz ihre soziale Hilfsarbeit im einzelnen zum Vorwurf machen würde. Der betreffende Satz steht in meiner Sexualethik auf Seite 72. Ob Meyers Deutung desselben bei meinen unvoreingenommenen Lesern nach Aufnahme des S. 59 (oben) Gesagten überhaupt möglich gewesen wäre, mag dahin gestellt bleiben. Tatsache aber ist, dass ich die praktische Hilfsarbeit an unehelichen Müttern nicht nur niemals verurteilt, sondern stets — und Herr Dr. Max Marcuse wird mir bezeugen können, wie sehr[1]) — von ganzem Herzen gut geheissen habe. Was ich mit dem von Prof. Meyer inkriminierten Satze sagen wollte, kann ich durch Hinzufügung weniger Worte zur Klarheit bringen: — Unsere zeitgenössische sexuale Reformbewegung . . . . . will den sozial Geächteten, moralisch Verkommenen helfen — und weiss keinen anderen Rat, als „zu ihnen" (soll heissen „auf ihr moralisches Niveau —") herabzusteigen. Dieses „Herabsteigen" hatte ich im Sinn, — und nicht die Hilfsaktion für die Bedrängten. Dass aber dieses Herabsteigen tatsächlich erfolgt, behaupte ich auch heute noch. Denn eine Moral, welche so gut wie alle Verpflichtungen des einzelnen gegenüber der Gesamtheit streicht, ist nicht besser als keine Moral — und steht somit nicht höher, als das Niveau der moralisch Verkommenen.

[1]) Auf Grund sehr eingehender Unterredungen, die ich bereits vor ca. 2 Jahren wiederholt mit Herrn Prof. v. Ehrenfels gehabt, bestätige ich gern, dass die damals von mir geleistete praktische Mutterschutz-Arbeit stets seiner lebhaften und verständnisvollen Sympathie begegnet ist.

Zum Thema der sexuellen Abstinenz.

Von Dr. med. H. E. Schmidt, Berlin.

Die verschiedenen Abhandlungen über den Nutzen oder Schaden einer geschlechtlichen Enthaltsamkeit, welche in dieser Zeitschrift erschienen sind, geben mir Veranlassung, auch mich zu dieser Frage zu äussern, die eigentlich gar keine „Frage" ist.

Denn für jeden denkenden Arzt muss es von vornherein klar sein, dass die gewaltsame Unterdrückung eines normalen Triebes für den Organismus nur schädlich sein kann; und der Geschlechtstrieb ist einer der stärksten normalen Triebe und muss gerade so gut befriedigt werden wie der Hunger, der Durst, der Drang zum Urinieren oder zur Defäkation.

Das klingt vielleicht profan, entspricht aber nichtsdestoweniger den Tatsachen.

Eine normale Befriedigung des Geschlechtstriebes ist aber nur durch den Beischlaf möglich, und da es unsere sozialen Verhältnisse — und auch die sozialen Verhältnisse in anderen Ländern — nun einmal mit sich bringen, dass die jungen Leute gerade in den Jahren, in denen ihre sexuellen Bedürfnisse am stärksten sind, sich nicht in der Lage befinden, zu heiraten, weil sie eine Frau nicht ernähren und einen Haushalt nicht bestreiten können, so muss eben der Sexualtrieb durch den ausserehelichen Beischlaf befriedigt werden. Das ist keineswegs unmoralisch, sondern einfach natürlich.

Daher verkennt die „Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten", wenn sie nichts weiter zu tun weiss, als immer wieder vor dem ausserehelichen Geschlechtsverkehr zu warnen, ihre Aufgabe durchaus, die doch darin bestehen muss, die Gefahren zu bekämpfen, nicht aber vor ihnen zu flüchten!

Immer von neuem wird den jungen Leuten lediglich durch Schilderung der Gefahren der Geschlechtskrankheiten angst und bange gemacht; es werden Vorträge, wie der des Herrn Dr. Sternthal, welcher mit dem Fanatismus eines katho-

lischen Priesters als einzige Rettung vor den Geschlechtskrankheiten die Abstinenz predigt, offiziell als mustergültig empfohlen!

Die „Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten", welche in dieser Weise Moralisierung statt Hygiene treibt, verkennt, wie gesagt, ihren Zweck vollkommen, ganz abgesehen davon, dass die Gefahren der erzwungenen Abstinenz nicht geringer anzuschlagen sind als die des ausserehelichen Geschlechtsverkehrs. Ein Organ, das nicht gebraucht wird, verkümmert, seine Funktionsfähigkeit leidet und erlischt schliesslich ganz. Impotenz muss die Folge einer strikte durchgeführten Abstinenz sein; und wenn noch soviel „Autoritäten" noch so oft das Gegenteil behaupten, so irren sie ebenso oft.

Eine strikte Abstinenz dürfte freilich in praxi kaum möglich sein; aus übertriebener Furcht vor den Gefahren des ausserehelichen Geschlechtsverkehrs werden die jungen Leute zu gewohnheitsmässigen Onanisten — und damit ebenso sicher impotent. Denn der planmässige Onanist braucht oft keine Erektion, um sich auf künstlichem Wege die Befriedigung seines Geschlechtstriebes zu verschaffen, er kann eine Ejakulation auch ohne Erektion erreichen. Soll er dann den Koitus ausführen, so bleibt natürlich auch dann die Erektion häufig aus. — Dass die ewige Furcht vor den Gefahren der Geschlechtskrankheiten auch bisexuell veranlagte Individuen zu Homosexuellen züchten kann, braucht wohl nicht besonders betont zu werden.

So treibt die „Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" dadurch, dass sie immer und immer wieder zur Vermeidung einer geschlechtlichen Infektion absolute Abstinenz predigt, die jungen Leute aus der Scylla in die Charybdis, anstatt ihre Hauptaufgabe gerade darin zu suchen, den ausserehelichen Geschlechtsverkehr möglichst gefahrlos zu gestalten.

Die Beziehungen der Religiosität zum Sexualleben.

Von Hans Freimark.

„Die Mystik ist theoretische Wollust, und die Wollust praktische Mystik."

Dieser Satz Arnold Ruges, so zutreffend er zu sein scheint, ist doch kaum mehr als ein geistreiches, der Wahrheit allerdings ziemlich nahe kommendes Bonmot. Doch ist Mystik und weiterhin Religiosität durchaus nicht nur theoretische, sondern oft recht praktische Wollust.

Die sexuelle wie die religiöse Sehnsucht haben beide ihren Ursprung im Gefühlsleben des Menschen. Der Mensch ist gar nicht ohne diese Triebe denkbar. Zuweilen liegen sie miteinander im Streite, oder es löst einer den andern ab, oder aber der eine, mitunter auch beide werden verwandelt. Der religiöse Trieb erscheint dann etwa als ästhetisches Begehren, als soziale Hilfsbereitschaft, während die Sexualität unter der Maske des Ehrgeizes, ja des Geizes schlechthin sich verbirgt.

Im Sexualleben ist das Lustbegehren zunächst körperlicher Art, doch gewinnen bald die von Anfang an beigegebenen psychischen Motive die Oberhand. Auf religiösem Gebiete ist der Wunsch nach geistiger Erhebung, nach Erlösung, in dem sich ebenfalls ein Luststreben geltend macht, das Primäre. Die körperlichen Anregungen werden kaum empfunden, kommen sie aber zum Bewusstsein, so werden sie in der Regel ins Geistige umgedeutet. Beiden Fällen ist gemeinsam, dass Gefühlsqualitäten ihre Auslösung fordern. Der sexuelle Trieb erlangt diese am vollkommensten im Orgasmus, in der Vereinigung mit dem sexuellen Partner oder mit dessen Symbol, dem Religiösen wird sie am zureichendsten in der Ekstase zu teil, in der Vereinigung mit irgend einer religiösen Grösse, mit dem symbolischen Partner. Nach befriedigender Überschreitung des Höhepunktes vermindert sich der Drang je nach der Individualität auf kürzere oder längere Zeiträume, erlischt aber nicht. Es tritt nur eine

gewisse Ruhe ein. Periodisch oder infolge eines erregenden Anstosses plötzlich aufflammend, setzt dann die Flut des Begehrens wieder ein.

Es fehlt nicht an Beispielen für das Mitbestimmende sexueller Faktoren in den verschiedenen Kulten. Meist war freilich das religiöse Zeremoniell nur als Weihe der sexuellen Handlungen gedacht. So galt die vom Melittadienst geforderte geschlechtliche Hingabe des Weibes, gleichviel welche pekuniären Spekulationen damit verknüpft waren, religiös als Opfer. Eine Überleitung des Sexuellen ins Religiöse ist hier nicht angedeutet. Diesen Schritt konnten nur Religionen als Opfer. Eine Überleitung des körperlich Sexuellen ins Geistige ist hier nicht angedeutet. Diesen Schritt konnten nur Religionen oder Sekten tun, welche dem Sexuellen feindlich gegenüberstanden.

Dem Altertume ebenso wie den meisten Naturvölkern lag und liegt der Gedanke der sexuellen Abstinenz, der sogenannten Askese als allgemeine Forderung oder als preisenswertes Ideal ziemlich fern. Nur für engbegrenzte Verbände, von Priesterorganisationen, Kultbünden wurde diese Forderung erhoben und in dem beschränkten Kreise mehr oder weniger glücklich durchgeführt. Die Gesamtheit des Volkes stand diesem Treiben fern, oft sogar ablehnend gegenüber. Der Einzelne, welcher sich den religiösen Verbindungen aus Neigung oder Verpflichtung anschloss, unterwarf sich dagegen den fraglichen Bestimmungen um so williger, als er hoffte, für seine Entsagung auf irgend eine Art entschädigt zu werden. In gleicher Weise vollzieht sich der Vorgang bei den Naturvölkern noch heute. Die Entschädigung besteht fast immer in der Erlangung vermeintlich „magischer Kräfte", in der Regel nichts als verstärkte Suggestivgewalt, und in der aus verschiedenen Ursachen resultierenden bestimmenden Stellung des Priesters.

Zuweilen freilich suchten sich die „Asketen" recht irdisch für ihre Enthaltsamkeit schadlos zu halten. An bestimmten Festen wurden sexuelle Handlungen zu Ehren der Götter vorgenommen. Doch diese Orgien wertete man durchaus richtig. Es waren Lusthandlungen, wie die des Schmausens und Zechens,

welchen man zur Freude der Götter sich hingab. Isst und trinkt man doch heute noch Berühmtheiten zu Ehren. Zudem hatten und haben viele der Gottheiten eine sexuelle Nebenbedeutung, die bei einzelnen ihrer Feste zur Hauptsache wurde. Schon immer galt es als lobenswert, dem Beispiele der Götter zu folgen. Phantasie und Grübelsinn des Menschen liessen es sich angelegen sein, die Beispiele so zu wählen, dass die Nachfolge, ungeachtet schmerzlicher Beigaben, eine angenehme und triumphierende war.

Die bei den gedachten Festen üblichen Kulthandlungen dienten neben ihrem rein religiösen Zwecke zugleich dem andern, die Sinne der Teilnehmer einerseits zu umnebeln und die Aufmerksamkeit auf einen Punkt, auf den Gott und seine (sexuelle) Tat zu lenken, andererseits sollten sie zur Nachahmung begeistern und die etwa bestehenden Hemmungsvorstellungen unterdrücken. Aus dem Zusammenwirken dieser Suggestivmomente erklären sich die aus der Geschichte bekannten sexualreligiösen Massenexzesse.

Hier beginnt der Übergang des körperlich Sexuellen ins geistig Sexuelle sich anzudeuten. Die sexuelle Handlung wird noch bewusst als solche vollzogen aber mit dem Beigeschmack einer zugleich religiösen und mit allen Vorteilen einer solchen. Es wurde in diesem Falle durch den zeitlich realen Genuss der in Aussicht gestellte zukünftige gesichert. Dieser Glaube wirkte naturgemäss lusterhöhend. Wie überhaupt für die meisten das religiöse Moment Reizsteigerung bedeutet, welche um so stärker empfunden wird, je fester man von der nur auf Augenblicke aufgehobenen sonstigen Sündhaftigkeit der Handlung überzeugt ist. Auch ist das Prickelnde des blasphemischen Untertones dieser Vorgänge an geweihter Stätte in Betracht zu ziehen, das der dort genossenen Wollust ein besonderes Parfüm verlieh. Wirklich nur verlieh? Es gibt noch heute unter den russischen Sektierern und wohl nicht nur bei diesen, wunderliche Heilige, welche die „Anfechtungen des Fleisches" durch Ausschweifungen vor dem Altare zu überwinden trachten.

Zur eigentlichen Vergeistigung des Sexuellen in der Religion konnten nur Bekenntnisformen gelangen, deren Gott

abstrakter gefasst war als die Bewohner der heidnischen Götterwelt oder der ein Abstraktum schlechthin war. Die Vergeistigung konnte um so eher sich vollziehen, je mehr mystische Spekulation und die Haarspalterei der Dogmatiker des göttlichen Gegenstandes sich bemächtigten und aus ihm Erscheinungsformen und Wirkungsweisen abteilten, die, reine Begriffe, doch eine Personifizierung zuliessen. Sie entsprachen nun, als Kräfte oder Personen, je nach dem Geschmacke des Einzelnen, allen denkbaren Gemütsbedürfnissen.

In dem im ganzen ziemlich abstrakt gehaltenen Buddhismus, nicht in seiner Ausartung als Lamaismus, begegnen wir der religiös-sexuellen Ekstase kaum. Wenn dies geschieht, so meist bei Individuen, welche sich in ihrer Gedankenrichtung wie in ihren Lustübungen den Fakieren des Brahmanismus nähern. Der Buddhismus kennt eine mit Exaltationen verbundene Askese nicht, sondern nur eine meditierende. Wenngleich auch die Meditation zu Visionen führen kann, so ist dieser Zustand doch nahezu das Gegenteil der Ekstase. Der Buddhist sondert sich nicht nur von der Aussenwelt ab, er sucht auch die Regungen seines Innern zu unterdrücken. Schon aus diesem Grunde kann er nicht „entzückt" werden. Er strebt Vergehen, Verlöschen seiner Erscheinung an. Die Ekstatiker des Islam und des Christentums hingegen ersehnen ein Aufgehen in Gott, ein Erwachen in ihm; sie wollen das Mass ihres Empfindens durch die Vereinigung mit Gott steigern, wie dem Liebenden höchste Befriedigung nur der gemeinsame Genuss gewährt. Dem passiven Charakter des Inders genügt es, von Leid und Freude frei, wunschlos zu werden, um glücklich zu sein. Der islamitische und noch mehr der christliche Mystiker sowie der christliche Religiöse trachten, ihre Freude zu erhöhen. Jeder zufällige Schmerz und erst recht jedes Martyrium verstärkt ihre Hoffnung und Gewissheit auf einen lustbetonten Ausgleich in der Vereinigung mit Gott.

Der irdischer Begehrlichkeit abgewandte Sinn entfaltet sich um so mächtiger in der himmlischen. Der Mensch braucht Anbetungsobjekte. Ist er klug, aber phantasielos,

so nennt ers Idee oder mit irgend einem neuen Namen; ist seine Einbildung rege, so macht er sich ein Bild oder nimmt eines der altbekannten, bewährten, dem er seine Verehrung bezeugen kann. Meist genügt seinem Bedürfnis nicht einmal ein Objekt. Neben der irdischen Magd widmet er sich dem Dienste der himmlischen. An den Liebeshöfen der Provence knieten Ritter und Troubadoure mit gleicher Inbrunst vor der „Herrin" wie vor der Himmelskönigin. Ja es ist nicht einmal nötig, dass der religiöse Partner im Geschlechtsgegensatze zu seinem Gläubigen oder seiner Gläubigen steht, wie dies auch im Sexualleben keineswegs immer gefordert wird. Es kann sehr wohl für einen Mann eine männliche, für ein Weib eine weibliche Idealfigur Gegenstand der Schwärmerei sein. Unser Anbetungsbedürfnis, unser Anlehnungsbedürfnis macht vor dem Geschlechte nicht halt, macht es beim Mystiker und Religiösen noch weniger, deren Wunsch mehr ein Überwältigtwerden als ein Überwältigen ist. Das erstere aber können sie bei Anbetung einer männlichen Figur noch intensiver erleben als bei Verehrung einer weiblichen.

Hierbei sprechen die individuellen Neigungen ein gewichtiges Wort mit. Diesen ist die christliche Kirche, man muss es zugeben, sehr liberal entgegengekommen. Sie hat es verstanden, mit mütterlicher Liebe für die „Entzückungen" beider Geschlechter zu sorgen. Den Frauen schenkte sie in Christus den „Seelenbräutigam", den Männern gab sie in Maria alles, was nur der Mann in das Weib, von der Jungfrau bis zur Mutter, hineingeheimnissen und in ihm anbeten kann. Und für jene, die gnostischer dachten, hatte sie Sophie, die „hohe Minnerin" in Bereitschaft.

Vielfältig wie die Anbetungsmöglichkeiten war auch die Anbetungsbetätigung. Während Franz von Assisi sich Christus ohne spitzfindige Deutung ergab, sah Seuse aus besonderem Bedürfnis in Christus die „göttliche Weisheit". Die heilige Therese, welche sich vor Liebesbrunst nicht zu lassen wusste, fühlte in ihren Entzückungen Seele und, trotz der von ihr behaupteten Unkörperlichkeit des Vorganges, auch den Leib von Schauern ergriffen, welche sie laute Schreie ausstossen liessen. „Schreie, welche gemischt waren

mit einer so extremen Freude, dass sie nicht wünschen konnte, von einem Schmerz befreit zu sein, welcher so angenehm weder in der Ruhe, noch in der Zufriedenheit, sondern allein in Gott zu finden ist[1])." Die ehrwürdige Agnes Blannbeckin dachte über das Präputium Christi mit ausserordentlichem Eifer und Anstrengung nach. Schliesslich fühlte sie es wie ein Häutchen auf der Zunge, „voll übergrosser Süssigkeit ..... So gross war die Süssigkeit beim Hinunterschlucken dieses Häutchens, dass sie in allen Gliedern und in allen Muskeln eine süsse Umwandlung fühlte[2])." Die eigentümliche religiöse Betätigung der Blannbeckin hat ihr sexuelles Gegenstück. Auch bei dessen Ausübung empfinden gewiss manche der Übenden eine „süsse Umwandlung". — Mechthild von Magdeburg ergab sich ebenfalls der „gotsmīne". Ihre Offenbarungen, die sie recht bezeichnend „ein vliessend lieht miner gotheit" nennt, lassen alle Liebesstadien von dem heissen sinnlichen Begehren der Jugend bis zu der ruhigen Milde des Alters erkennen. Die Handschrift ist ein unschätzbares Dokument für die innige Verbindung der geistigen Ekstasen mit der körperlichen Verfassung. Bei Mechthild von Magdeburg machte sich im Laufe der Zeit eine gewisse Besonnenheit geltend. Sie gehört nicht zu jenen Fanatisierten, welche wie Maria von Mörl und Katharina Emmerich fast andauernd im ekstatischen Rausche verharrten und gänzlich in der Beschäftigung mit dem „Seelenbräutigam" aufgingen. Derart hochgradig Exaltierte gibt es nicht nur unter den Frauen. Der heilige Josef von Kopertino z. B. geriet in orgastische Verzückung bei jedem zufälligen Anblicke eines Madonnenbildes.

Dennoch sind die Höhepunkte des geistigen Taumels von ebenso kurzer Dauer und ebenso schnell überschritten wie die gleichwertigen der körperlichen Sexualität. Der Mensch, dessen Streben ohnehin auf die Erreichung solcher jeweiligen Höhepunkte abzielt, sucht naturgemäss sein Dasein und die Empfindungen dieser Augenblicke in eine seinen

---

1) Mémoires de Sainte Thérèse d'Avila. Zit. nach Römer, Androgynische Idee, Jahrb. f. sex. Zwischenstufen, V, 2, 1903.

2) Müller, Alphons Victor, Die hochheilige Vorhaut Christi.

Verstand befriedigende Beziehung zu setzen. Er erhebt daher die geschlechtliche Verbindung zweier Individuen zu einem der Zwecke des Lebens. Die Gedanken des Mystikers, des Religiösen arbeiten noch stärker in der angedeuteten Richtung. Denn ihm ist die Vereinigung mit Gott, als Individualität oder als Kraft, nicht nur ein, sondern einzigstes Lebensziel. Er will nicht nur in Gott empfinden, er will auch in ihm denken. In seinen ruhigen Stunden verarbeitet er, was er in der Ekstase seelisch und leiblich wahrzunehmen, zu erfahren meinte: Die Existenz Gottes. Er denkt über sie nach. Anders wie ein Philosoph, denn das Gefühl gab ihm die erste Anregung, aber er denkt nicht minder scharf. So kann es kommen, dass er den andern auf Grund seines Denkens und seiner Aussprüche als Atheist erscheint. Die Kirche hat oft genug ihre getreuesten Söhne und Töchter deshalb als Ketzer erklärt. Aber das kritische Denken über Gott wird immer wieder durch die Flutwelle des Gefühls unterbrochen. Der abstrakteste Gottesbegriff nimmt für den „Gottesfreund" persönliche Formen an und mit dieser Persönlichkeit tritt der Religiöse in einen Verkehr, wie ihn jedes gläubige Herz ersehnt und der ihm durchaus real und sinnlich ist.

Das Gefühl stellt stets in Bildern vor. Wir haben als bestes Beispiel den Traum, wo Personen Begriffe, dramatische Geschehnisse eine einzige Handlung, einen Handlungswunsch charakterisieren. Wie der starke Gedanke des Liebenden das Bild der Geliebten vor sein inneres Auge zaubert, so formt die Sehnsucht des Mystikers den Gegenstand seines religiösen Begehrens gemäss den traditionellen Anschauungen oder gemäss seiner individuellen Auffassung und entsprechend seinen Wünschen. Jeder sieht, was und wie er glaubt. In der Ekstase werden die Details der erregenden Vorstellung vertieft und ausgearbeitet, wie jede Erregung uns die Einzelheiten des den Reiz verursachenden Objekts schärfer erfassen lässt. Infolge der distinkten Deutlichkeit der Wahrnehmung ist daher dem Seher das objektive Vorhandensein des Bildes und damit dessen Realität erwiesen. Die Emmerich säugte also nicht nur symbolisch das Jesuskind, von den hystero-

erotischen Phantasiehandlungen anderer hochheiliger Frauen und Männer abgesehen. Bei allen diesen Handlungen, wobei sich die Handelnden aber keineswegs des Halluzinatorischen des Vorganges bewusst waren, war der Endeffekt genau der gleiche wie beim Sexualakte, nur noch gesteigert durch die hochgradige Sensibilität der Ekstatiker: ein ungeheures seelisches und körperliches Wonnegefühl erfüllte sie, eine Entzückung nahm sie hin, die jede andere Empfindung überwog und auslöschte.

Selbst dann, wenn schon der Anblick des geöffneten Himmels die Ekstatiker „in Lieb und hoher Wohllust", wie Novalis singt, vergehen liess — meist waren es erotische Szenen, die sie schauten, das „Beilager Christi" und ähnliches —, war die Entzückung eine sinnliche, anders sie keine vollkommene gewesen wäre und nicht jenes Gefühl völligen Erlöst-, Beschwingt- und Erhobenseins, der Freiheit und doch zugleich Hingenommenheit hätte empfunden werden können. Auch für diese Schattierung der Ekstase bieten sich Analogien im gewöhnlichen Sexualleben. Denken wir nur an die, welche durch den Anblick eines Geschlechtsaktes Dritter sich befriedigt fühlen.

Erscheint daher die religiöse Ekstase mit sexuellen Momenten durchsetzt, so lässt sich auch im Einzelfalle, wie im Anfange dieser Arbeit für ganze Gruppen, nachweisen, dass die religiöse Entzückung nur eine andere Erscheinungsform der sexuellen ist, dass sie aus der Sexualität des Einzelnen erwächst und zuweilen wieder in das körperlich Sexuelle zurückschlägt.

Von Swedenborg ist es durch sein Tagebuch aus den Jahren 1743/44 bekannt, dass er einsamen Ausschweifungen ergeben war. Nach den Mitteilungen von Dr. Alfred Lehmann in „Aberglauben und Zauberei" besteht das Tagebuch „aus minutiösen Schilderungen von Swedenborgs Träumen und innerem Leben..... Es wimmelt in seinen Träumen von Frauengestalten, und sein Verhältnis zu ihnen ist so ausführlich und mit so nackten Worten geschildert, dass Swedenborg wohl kaum jemals daran gedacht hat, dieses Buch könne einmal der Öffentlichkeit übergeben werden. Aber

nicht genug damit, dass seine Träume sich um geschlechtliche Verhältnisse drehten, auch in wachem Zustande wird sein Bewusstsein von ähnlichen Vorstellungen beherrscht, so dass er nicht zu arbeiten vermag. Die einzige Art und Weise, wie er sich von diesen hässlichen Gedanken für eine kurze Zeit freimachen kann, ist die, dass er Gott herzlich anruft und seine Zuflucht zum Kreuze auf Golgatha nimmt." — Die sexuelle Überreizung in Zusammenwirkung mit der Religiosität Swedenborgs führte schliesslich zu der bekannten Vision in London, welche den Beginn seiner Apostellaufbahn bildete. Aus dem phantasievollen Masturbanten wurde der nicht minder phantasievolle aber keusche Geisterseher. Die weiblichen Gestalten seiner Träume verwandelten sich in die Engel der Sphären und seine „nächtlichen Hauptpassionen" wurden ersetzt durch das eingehende Studium der „himmlischen Ehen" und durch die beglückende Anschauung des „Herrn".

Von der heiligen Katharina von Genua weiss Hennings in von „Geistern und Geisterschern" zu berichten, dass sie „anfänglich eine heftige Liebe fühlte, die nichts weniger als mystisch war, sondern leibliche Begierden zum Gegenstande hatte. Weil ihr aber ein Objekt fehlte, gegen welches sie diese ihre Begierden lenken konnte, so geschah es, dass bei ihren geistlichen Betrachtungen, diese Liebesglut eine Richtung zu einem geistlichen Gegenstande, zu Gott nahm..... Sie wachte ganze Nächte und genoss mit innerster Zufriedenheit die Liebesküsse ihres himmlischen Liebhabers." — Die bekannte Pietistin Juliane von Krüdener, die geistige Urheberin der „heiligen Allianz", stand nach ihrem Biographen Eynard in höchst persönlichem Verkehr mit Christus, den sie „mon bien aimé" und „le plus aimable" nannte. Früher, als sie noch nicht „Frau Herrgöttin war, hatte sie die Umarmungen ihrer Liebhaber wie eine „Kommunion" empfangen und „Gott auf den Knien dafür gedankt."

Vortrefflich passt auch hierher, was E. T. A. Hoffmann über den exaltierten und ausschweifenden Zacharias Werner sagt, der in einer „Testamentarischen Zuschrift" an seine Freunde mit besonderem Bezug auf seine Sexualität

sich selbst als „eine Pestgrube", „ein Wust von Giftpilzen und Unrat" bezeichnet. An einer Stelle der „Serapionsbrüder" führt Hoffmann über ihn aus: „Wie, wenn nun diese glühende Einbildungskraft, da die Zeit gekommen, in der die Sünde all ihres Prunkes beraubt, in ekelhafter Nacktheit sich selbst des Höllentrunges anklagt, von der Angst trostloser Zerknirschung getrieben, in die Mystik eines Religionskultes hineinflüchtet, der ihr entgegenkommt mit Siegesfahnen und duftendem Rauchopfer. Wie, wenn hier aus der verborgensten Tiefe die Stimme eines dunkeln Geistes vernommen würde, die also spricht: Nur irdische Verblendung war es, die dich an einen Zwiespalt in deinem Innern glauben liess. Die Schleier sind gefallen, und du erkennst, dass die Sünde das Stigma ist deiner göttlichen Natur, deines überirdischen Berufes, womit die ewige Macht den Auserwählten zeichnet. Nur dann, wenn du dich unterfingst Widerstand zu leisten dem sündigen Triebe, zu widerstreben der ewigen Macht, musste sie den Entarteten, Verblendeten verwerfen. — Das geläuterte Feuer der Hölle selber strahlt in der Glorie des Heiligen!" — In überaus feiner Weise hat Hoffmann in diesem Bilde die möglichen Gedanken Werners angedeutet. Hitzig, Werners Biograph, bestreitet freilich deren Richtigkeit. Aber nach vielen Äusserungen Werners und vor allem nach seinem Charakter zu schliessen, dürfte Hoffmann mit seiner Auffassung ziemlich ins Schwarze getroffen haben.

Man darf jedoch nicht meinen, dass solch ein Konvertit seine Bekehrung heuchle, wie Hoffmann dies vielleicht für manchen andeutet. Weder tat dies Werner, noch geschieht es im allgemeinen. Der Vorgang ist komplizierter.

Zuerst ist es das aus Übersättigung sich entwickelnde Gefühl der Leere, welches sexuell Ausschweifende an eine Änderung ihres Lebenswandels denken lässt. In ihre Unausgefülltheit fällt da, sei es auf Grund der Inspiration eines um ihr Seelenheil Beflissenen, sei es infolge ihrer Jugenderziehung, der Gedanke der Umkehr, der Reue und Busse. Sie ergreifen ihn um seines für sie Neuartigen mit Eifer. Das dieser Idee anhaftende Schwärmerische lockt, oft auch das sinnliche Beiwerk eines Kultes. Darum fühlen sich derartige

Naturen mehr zum Katholizismus als zu dem nüchternen Protestantismus hingezogen. Für die Wahl vieler dürfte auch die Einrichtung der Einzelbeichte bestimmend sein, kommt ihnen das Ausschlaggebende dieses Momentes gleich nicht zum Bewusstsein. Sicher ist, dass die Ohrenbeichte für viele der „Reuigen" eine nicht zu unterschätzende Vergünstigung bedeutet. Mit Abscheu gedenken sie ihrer früheren „Sündhaftigkeit", aber zugleich geniessen sie eine zweifache Befriedigung, einmal eine eingestandene darüber, dass im Himmel mehr Freude ist über ihre Bekehrung als über 99 Gerechte und sodann eine geheime in der Erinnerung an ihre früheren vergnüglichen Abenteuer. Denn alle Reue löscht ihr Wissen von der Lust nicht aus, welche sie gelegentlich ihrer erotischen Spiele empfunden haben.

Wer sich nicht praktisch sexuell betätigen mag oder kann, der hängt oft desto eifriger sexuellen Gedanken nach. Passt die offizielle Kirche der Phantasie der „bekehrten Sünder" auf, darf diese keine Schleichwege wandeln, so schafft man sich eigene bizarre Kultformen, etwa wie die Krüdener und ihr Anhang oder wie die Königsberger „Mucker" zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Deren Prophet, der Archidiakonus Ebel hatte eine Beichte eingeführt, bei der die Mitglieder seiner engeren Gemeinde ihre Sünden, vor allem ihre geschlechtlichen, einschliesslich der Gedankenunzucht, seinen adligen Freundinnen zu bekennen hatten. „Je überströmender man in dieser Hinsicht war", schreibt Professor Saehs, ein früherer Jünger Ebels, in seiner „Darstellung", „je empörenderer Ausdrücke man sich bediente, desto höher wurde man gestellt, desto mehr als im wahren Ernste der Heilung stehend wurde man betrachtet."

Bei der innigen Beschäftigung mit den Fragen des religiösen Lebens fühlen sich sexuell leicht Erregbare naturgemäss von jenen angezogen, welche einen sexuellen Unterton enthalten oder geradezu sexueller Natur sind. Ein gleiches gilt von den gewissen Stellen der Bibel. Ganz unmerklich kommen so die „Bekehrten" wieder in das alte Fahrwasser, wenn auch zunächst nur gedanklich. Aber es ist doch etwas anderes. Es ist ein neuer Reiz. Geben sie sich jetzt sexuellen

Gedanken hin, so „sündigen“ sie nicht, sie versenken sich vielmehr in die Betrachtung der tiefsten, religiösen Probleme. Welche Beruhigung! Mit Andacht und Wohlgefallen hängen sie den anregenden und prickelnden Gedanken, den reizvollen Vorstellungen nach. Bei sehr irritablen Personen können dann leicht Ideen, wie die besonderer „Auserwählung“ etc. fixiert werden, welche die sexuelle Betätigung als Gnadenmittel erscheinen lassen oder welche, was häufiger, zu erotisch-religiösen Visionen und Ekstasen führen.

Der sogen. himmlischen Ekstase steht die „höllische“ entgegen, welche die christliche Kirche an den Hexen und Besessenen konstatierte, welche aber bereits im Altertum bekannt war und die wir ebenso wie die himmlische auch heute noch an einzelnen Hysterischen beobachten können. Nur äussern sich in unserer Zeit die antikirchlichen Instinkte weniger heftig und nur vereinzelt, da der kirchliche Zwang jetzt nicht mehr in dem Masse existiert wie einst. Über den sexuellen Charakter dieser Erscheinungen war man sich schon immer klar. Ja die Kirche betonte ihn sogar, um die Strafe der Abgefallenen desto ärger schildern und wohl auch um den Verdacht der nämlichen Ursachen von ihren Heiligen ablenken zu können. In Wahrheit wechselten nur die begleitenden Bilder. Motive und Erfolg blieben sich gleich. Einzig noch der Unterschied bestand, dass in der höllischen Ekstase die sexuelle Handlung wieder bewusst als solche vorgestellt und geübt wurde. Die mit ihrer effektiven oder halluzinatorischen Ausübung angestrebte Verhöhnung der kirchlichen Bestimmungen erhöhte das natürliche Wollustempfinden und steigerte es ins Masslose und Grausige. Die unterdrückte Natur rächte sich an den Unterdrückern, indem sie verlästerte und verkehrte, was diesen als heilig galt.

Weder die höllische noch die himmlische Ekstase blieben auf den Einzelnen beschränkt. Es liegt in der Natur der Exaltation, mitfortzureissen. Zumal wird dies geschehen in einer Zeit, in der die religiöse Spannung eine derart hohe ist wie im Mittelalter oder in einem geistig sehr erregbaren Milieu. Hier sei einerseits auf die Flagellantisten, die jansenistischen Konvulsionisten, die Trembleurs der Cavennen hin-

gewiesen. Bei diesen Bewegungen wirkten zweifellos sadistisch-masochistische Motive mit und gewannen im Verlaufe der Epidemien mehr und mehr die Oberhand. Andererseits wäre an die camp-meetings der Methodisten und an die Zusammenkünfte ähnlicher Gemeinschaften zu erinnern. Die den Schluss der Versammlung bildende lustbetonte Ekstase wird wieder wie in alten Zeiten durch suggestive Einwirkungen, die fanatischen Reden der Predigenden, das taktmässige Rufen und Händeklatschen, das andauernde Ausstossen einzelner Worte etc., herbeigeführt und wie einst befördern und begünstigen diese Vorgänge sexuelle Ausschreitungen, wenn auch meist sehr wider die Absicht der religiösen Leiter der Gemeinschaft.

Es ist eben nicht möglich, den Trieb aus dem Menschen auszurotten, dem er, zum mindesten mittelbar, seine Existenz verdankt. In irgend einer Form wird dieser sich immer Geltung verschaffen und Genügeleistung heischen. Jede absichtliche oder unabsichtliche Täuschung über sein wahres Wesen ist verhängnisvoll. Das zeigt nur zu deutlich die Geschichte vieler christlicher Heiligen und der religiösen Schwärmerei. Um vermeintlicher Heiligung willen entzogen sich Tausende dem tätigen Leben und entsagen andere Tausende ihren sehnsüchtigsten Wünschen. Sie überreden sich und werden überredet, dass sie nur durch gänzlichen Verzicht zu wahrer Freiheit gelangen. In Wirklichkeit verlegen sie nur den Schauplatz ihrer Vergnügungen. Diese spielen sich bei ihnen auf der geistigen Ebene ab, was sie beinahe gefährlicher macht. Denn die Einbildungskraft ist unerschöpflich im Vorstellen und in der Erzeugung entzückender Bilder. Sie sind die Untadelhaften nicht, für die sie sich halten und für die sie von Fanatikern gutgläubig ausgegeben werden. Für ihre Entsagung finden sie reichlichen Ersatz. Es soll und kann dies kein Vorwurf sein. Haben sie doch ein Recht auf Entschädigung. Ein Vorwurf ist nur daraus zu machen, dass diese scheinbar Entsagenden sich über andere erheben und über andere gestellt werden. Auch sie erstreben und erlangen Befriedigung ihrer Sehnsucht. Ist es wirklich ein so gewaltiger Unterschied, ob diese physisch oder psychisch

erfolgt? Zugegeben selbst, es liegt eine gewisse Erhebung in der Betonung des Psychischen, hat diese nicht in neunzig von hundert Fällen in der Individualität der Betreffenden ihre Ursache? Kann die Art der Befriedigung den Wert des Menseben an sich ändern? Wohl kaum. Nur das kann bestimmend sein für seine Schätzung durch andere, ob er von seinen Trieben beherrscht wird oder ob er sie meistert. Dazu wird er aber am ehesten fähig sein, wenn er sich über deren eigentliches Wesen klar ist.

Wozu also die Vermummung? Wir können es uns ruhig eingestehen: Sexualität oder, wenn dies besser gefällt, Liebe ist das Bewegende des Lebens, vielleicht überhaupt das Leben. Wo sie wurzelt, ob im Körperliehen oder im Geistigen, das wissen wir noch nicht, werden es am Ende niemals erfahren. Das aber wissen wir, dass sie nie eine allein, sondern stets beide Wesenshälften in Schwingungen versetzt, in Mitleidenschaft zieht. Mann kann daher nicht die physische Ekstase als unrein veraehten und den geistigen Orgasmus heilig sprechen. Die gleiche Kraft bewirkt beide Vorgänge. Nur was der Mensch ganz, mit Leib und Seele, Geist und Körper fühlt, empfindet, erfasst und weiss, nur das beglückt ihn, treibt ihn zu edlen Taten und erweckt gewaltige Ideen in ihm.

Bringen wir den unmittelbaren Äusserungen der Liebe, den Sexualakten, die gleiche Achtung entgegen wie den mittelbaren, den denkerischen, künstlerischen und sozialen Taten und Werken, und schätzen wir in beiden Wirkungen die eine wunderbare und geheimnisvolle Ursache. Ohne durch diese Erkenntnis und Anerkenntnis an Sehönheit und Heiligkeit Einbusse zu erleiden, wird unser Leben dadurch an Wahrhaftigkeit und Klarheit gewinnen.

Die Schönheitsabende.

Von **Dr. Heinrich Pudor.**

Von verschiedenen Lesern meiner Schriften „Nacktkultur“ erhielt ich in letzter Zeit Anfragen, wie ich über die „Schönheitsabende“ denke und ob ich nicht gegen die Pharisäer und Philister, die die Schönheitsabende zu verunglimpfen suchen, zu Felde ziehen wolle. Diese Anfragen hiermit zu beantworten, bin ich gern bereit, allerdings nicht in dem von den meisten erwarteten Sinne. Zunächst muss ich Verwahrung dagegen einlegen, dass ich mit diesen Schönheitsabenden irgend etwas zu tun habe. Das Wort „Nacktkultur“ ist allerdings von mir geprägt worden. Ich habe in den ersten drei Jahrgängen der „Schönheit“ fast in jedem Hefte ein oder mehrere Artikel über Fragen der Körperkultur und Nacktkultur veröffentlicht. Ich darf als der Erste gelten, der seine Mitmenschen darüber aufzuklären vermocht hat, dass sie nicht mit den Kleidern auf die Welt kommen, dass die Kleider mit dem organischen, lebenden Menschen nichts zu tun haben, dass die Hygiene nicht Kleiderkultur, sondern Nacktkultur verlangt usf. Aber die Nacktkultur der Schönheitsabende muss ich noch mehr verurteilen als die Kleiderkultur. Denn die Schönheitsabende, deren Vorstellungen im wesentlichen aus der Darstellung lebender Bilder und Statuen, namentlich soweit der nackte Körper in Frage kommt, bestehen, haben weder mit Kunst noch mit Natur etwas zu tun. Sie sind vielmehr Variétévorstellungen, wie sie uns im Auslande in ganz ähnlicher Art schon vor Jahren geboten sind. Sie benutzen wohl zu ihren Schaustellungen die Schönheit, die nackte männliche und die nackte weibliche Schönheit, aber die Hetärenschönheit, die Dirnenschönheit — nicht die sittliche, sondern die unsittliche Schönheit, nicht die durchgeistigte, sondern die sinnliche Schönheit. Um Nacktkultur im Sinne der Körperkultur ist es auch der Schönheitsgemeinde gar nicht zu tun, sonst würde sie statt ihrer Schönheitsabende und Schönheitsnächte Schönheitsvormittage eingerichtet und diese nicht im geschlossenen Saal bei künstlichem Licht, sondern im Freien, auf der Wiese, im Sonnenlicht abgehalten haben. Nacktkultur in der Grossstadt, in einem Theatersaal, bei Lampenlicht, vor Hunderten von Zuschauern, die in Kleidern stecken, kann immer nur unsittlich sein. Nacktkultur treibt ein Mensch von Geschmack und Anstand entweder zwischen seinen vier Pfählen oder in einem der öffentlichen dazu bestimmten Luft- und Sonnenbäder, oder allenfalls noch im Walde, aber nicht in einem Theaterlokal. Und jeder, der etwas von Kunst versteht, wird wissen, dass diese Darbietungen niemals Anspruch darauf erheben können, mit Kunst etwas zu tun zu haben, es sind, wie die Kölnische Zeitung (2. Morgenblatt vom 8. Okt.) ganz richtig sagt, Darstellungen einer niederen Mimik. Zweifellos sind auch die Schlagworte Schönheit, Kunst, Nacktkultur in diesem Falle nur Lockmittel. Seit Jahren schon ist mir vieles an der „Schönheit“ und deren Bestrebungen

unsympathisch gewesen. Diese Schönheitsabende sind geradezu irreführend: sie führen die Jugend irre, indem sie sich der Schlagworte Idealismus und Schönheit bedienen, aber auf Sinnenkitzel spekulieren. Nicht naiv, sondern raffiniert, zynisch treiben sie Nacktkultur. Sie sind dazu angetan, die ganze Nacktkulturbewegung zu diskreditieren, und deshalb muss ich mich aufs schärfste gegen sie wenden.

Gott schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selber schützen, möchte auch ich ausrufen. Vor solchen Freunden meiner Nacktkultur möge Gott mich beschützen. Es wird soweit kommen, dass durch dieselben den anständigen Freunden der Nacktkultur diese so verleidet wird, dass die ganze Bewegung wieder einmal zurückgeht und niedergehalten wird und wir aufs neue fünfzig oder hundert Jahre in Kleiderkultur zurückverfallen. Den wahren, nämlich den physiologischen Sinn der Nacktkultur haben nur die wenigsten erkannt. Meine treuesten Anhänger entpuppten sich hinterher als Homosexuelle. Ich danke dafür. Oder es waren solche, die unter der „Nacktkultur" „Nacht-Kultur" verstanden. Es ist soweit gekommen, dass es beispielsweise eine Zeitschrift „Hellas" gibt, welche unter der Flagge der Nacktkultur Abbildungen von Nackidarstellungen bringt, die nicht nur geschmacklos, sondern direkt obszön sind. Ja, die Nacktheit rein zu empfinden, dazu sind eben heute nur Edelnaturen, wie Tolstoi, fähig. Bei den anderen sieht man immer gleich den Pferdefuss. Geradezu gemeingefährlich sind aber Leute, welche unter der Flagge von Schönheit, Idealismus und Nacktkultur die Jugend verführen, dem Schmutze die Gassen öffnen und unsittliche Triebe beschönigen.

Eingesandt.

Selbstentmannung. — Zu der Umfrage von Dr. Krauss im letzten Juliheft dieser Zeitschrift. — (Vgl. auch die Sept.- und Nov.-Nummer!) Von R. K. Neumann.

Unter den Kurden sind einige Fälle von Selbstentmannung vorgekommen. Der Boden Kurdistans ist mit Blut getränkt wie kaum ein anderer im Orient. Jahrzehnte lange Kämpfe führten die drei Scheiks Abd-el-Summit-Bey, Bader-Khan-Bey und Nur-Allah-Bey gegen die am Zab, einem Nebenflusse des Tigris, hausenden Nestorianer. Eine Kette von Scheusslichkeiten, wie sie sich toller nicht im Hirne des de Sade ausmalen könnte, ist dieser Kampf, der mit der Verdrängung des „Christentums" geendet hat. Gewöhnlich wurden Männer, Weiber und Kinder gleich hingeschlachtet. Oftmals wurden die Jungfrauen auf die Sklavenmärkte nach Bagdad und Basrah gesandt oder in kleinasiatische Bordelle gesteckt. Noch heute werden den Besuchern orientalischer

Bordelle Kurdinnen und Greorgierinnen als etwas „Besonderes“ vorgeführt.

Einmal führte Zejnel-Bey auch eine Reihe chaldäischer Männer fort, um sie auf die Sklavenmärkte zu schicken. Von diesen entmanuten sich einige, nachdem sie bereits verkauft waren, indem sie sich das Glied abhieben. Einer von diesen war ein Kameltreiber, die anderen meines Wissens Haussklaven.

Diese Leute wollten sich kein Leid zufügen, das hätten sie ja schneller haben können, indem sie sich vorm Verkauf hätten ertränken oder sich sonstwie umbringen können, sondern sie wollten ihren Besitzern einen Schabernack spielen. Allzulange währte die Freude nicht, denn bis auf einen, der nur das halbe Membrum geopfert hatte und den ein Hekim heilte (dieser Doktor Eisenbart stillte dadurch die Blutung, dass er sie mit glühenden Eisen ausbrannte!!), starben sie an Verblutung oder an Wundfieber.

Im Orient gilt nur der als ein Mann, der im Vollbesitze seiner sexuellen Kräfte ist, und die Renommistereien über die „Leistungsfähigkeit“ übersteigen die Aufschneidereien der hiesigen Don Juans noch um bedeutendes. Die Impotenz gilt direkt als Schande, und in vielen Anekdoten wird der Impotente verspottet.

Die Rache dieser Leute bestand eben darin, sich zeugungsunfähig zu machen, da sie nach orientalischem Glauben ihre Dienste nur ausführen konnten, wenn sie sich im Vollbesitze ihrer sexuellen Kraft befanden. —

Es gibt eine morgenländische Schnurre, die von einem Hirten erzählt, der, um einer Prinzessin nahe zu sein, sich entmannte. Der persische Text ist mir augenblicklich nicht geläufig. (Ich habe die Schnurre in Schiras gehört; vielleicht kann sie einer unserer Leser aus einem englischen Buche namhaft machen; es soll eines über persische Volksschwänke geben.)

Ghamber Ali Bey, ein reicher Bagdader Türke, der die erlaubten vier Frauen hatte, besass zwei Eunuchen. Da sich genannter Herr öfter auf Reisen begab und er dem einen der Eunuchen misstraute, so liess er ihm einen silbernen Nagel durch die Glans penis treiben und unten auseinander biegen, so dass nur eine gewaltsame Entfernung möglich war. Daraufhin schnitt sich der Eunuche den Penis ab. Den morgenländischen Eunuchen werden nur die Hoden entfernt, doch gibt es in Persien und wie mir Dr. Heldt versicherte, in China zahlreiche, denen auch der Penis genommen ist. Da nur wenige diese sehr grausame Operation überleben, so stehen sie um so höher im Preise, doch ist mir nicht bekannt, ob es im verderen Orient und im Harem des Padischah derartige gibt.

Den Fall des Eunuchen kann ich mir nur so erklären, dass der Eunuche, aus Wut, sich nicht mehr betätigen zu können, den Trieb durch Selbstentmannung zum Stillstand bringen wollte. —

Unter Derwischen kommen auch Selbstentmannungen vor, doch sind diese aus religiösem Triebe zu erklären. Die Derwische, welche ihre ganzen Gedanken auf die Zauberworte „Bhur“ und „Hamsa“ konzentrieren wollen, fühlen sich durch den Sexualtrieb belästigt.

Richard Schmidt (Fakire und Fakirtum im alten und modernen Indien. Berlin 1908) hat das Wesen des Fakirtums völlig missverstanden.

Rundschau.

Die Sittlichkeitskongresse fangen entschieden an, sich zu vermenschlichen. Noch vor kurzer Zeit wäre es kaum denkbar gewesen, dass, wie es bei der „19. Konferenz deutscher Sittlichkeitsvereine“ in Frankfurt a. M. (Mitte Oktober) geschehen, der deutlich gekennzeichnete und mit stürmischem Beifalle begrüsste Höhepunkt der Verhandlungen durch einen besonnen wissenschaftlichen Vortrag eines ernst zu nehmenden Fachmannes — des Tübinger Kunsthistorikers und Ästhetikers Professor Dr. Konrad von Lange — über „das Nackte in der bildenden Kunst“ hätte gebildet worden können. Aber auch soweit die üblichen Themata variiert wurden und die bekannten Vorkämpfer zu Worte kamen, zeigen sich erfreuliche Fortschritte zu einer Verständigung mit den Verständigen hier. Man sieht: es braucht nur wirklicher Ernst gemacht zu werden mit dem verachtenden Verzicht auf konkentionelle Heuchelei und scheinheilige Lüge, dann besiegt die Furcht vor der Lächerlichkeit selbst die Scheu vor den weitgehendsten Selbstbezichtigungen. Also

Auch unsereins kann's zu was bringen,
Wenn man nur herzhaftiglich drückt!

Es soll an der nötigen Ausdauer in solcher Herzhaftigkeit nicht fehlen!

Auf Einzelheiten einzugehen lohnt nicht der Mühe: die Annäherungen an brauchbare Standpunkte brauchen nicht Stück für Stück mit besonderen Lobeserhebungen vorzeichnet zu werden, und die Rückständigkeiten bilden ja den Gegenstand unserer beständigen Kämpfe in ausführlichen Angriffen auf alle einzelnen Stellungen des Gegners, man braucht sich also nicht in zusammenfassender Kürze auf sie einzulassen. Nur das sei bedauernd angemerkt, dass die am Schlusse gefassten Resolutionen — wie gewöhnlich die „einstimmigen“ Herdenmanifestationen — unberührter vom Anhauche gesunder Gedankenluft erscheinen als die verantwortlich mit Erläuterungen und Begründungen vorgetragenen Äusserungen Einzelner. Die sollten dann doch ihre bessere Einsicht und geistige Überlegenheit dazu benutzen, die lenkbare Masse unvermerkt mit sich auf ein höheres Niveau zu erheben. Die vis inertiae macht

ja mehr zum Jasagen geneigt als zum selbstbewussten Neinsagen fähig. Also warum nicht das Bessere nehmen, wo man es bekommen kann?!

B. M.

Über Ammen und Ammenkinder. Dr. E. und Frau L. Oberwarth schreiben in der „Medizinischen Reform“ 1908, Nr. 38 über dieses Thema u. a. folgendes:

Ein praktisch und theoretisch wichtiges Ergebnis ärztlicher Beobachtung an Säuglingsheimen ist die Erkenntnis, dass die Brustdrüse der stillenden Frau bei richtig dosiertem Reize zu einer hohen Steigerung der Sekretion gebracht werden kann. Zwar bleiben gelegentlich konstatierte Tagesmengen von drei, vier und mehr Litern seltene Kuriosa, aber 1½—2 Liter täglicher Milchproduktion sind nur gute Durchschnittszahlen und werden von den jeweiligen Hausammen unserer Anstalt[1]) in der Regel durch Wochen und Monate mühelos geliefert. Eine Frau mit gut entwickelten Milchdrüsen vermag also neben dem eigenen noch zwei oder drei fremde Kinder in hinreichendem Masse mit ihrer Brustnahrung zu versorgen.

Wer teleologische Erklärungen liebt, kann sagen, dass diese Ergiebigkeit vieler Brustdrüsen einen Ersatz darzustellen habe für die Stillunfähigkeit mancher Frauen.

Unsere langjährigen Erfahrungen an dem genannten Heime lassen ferner deutlich erkennen, dass diese Rechnung jederzeit ein positives Resultat ergibt, d. h. die Zahl der nährkräftigen Mütter übersteigt in dem Masse die stillunfähigen, dass die verfügbare Frauenmilch stets für alle Säuglinge ausreicht, ja, gewöhnlich noch abgezogene Milch nach auswärts gegeben werden kann.

Hält man sich die beiden Tatsachen vor Augen, dass Frauenmilch für die ersten Lebenswochen das einzige Gesundheit und Gedeihen sichernde Nahrungsmittel und absolut genommen in genügender Menge für sämtliche Säuglinge vorhanden ist, so wird man zugeben müssen, dass die im Altertum und im Mittelalter unbekannte, erst in der Neuzeit geübte Gewohnheit des Päppelns Neugeborener unlogisch, unökonomisch und, weil gefährlich, ein Unrecht ist.

Ein Recht, das mit uns geboren, von dem leider oftmals nicht die Rede, ist das Recht des Säuglings auf natürliche Nahrung.

Unter diesem Gesichtspunkte erscheint das Ammengewerbe a priori nicht als eine unmoralische und verwerfliche Institution, wie manche behaupten, sondern als eine segensreiche und unentbehrliche. Dass sie auch eine von altersher geübte ist, lehrt Geschichte und Sage. Bei Homer, in Bibel und Talmud werden Ammen erwähnt, schon bei den alten Indern sind sie im Gebrauch[2]). Seitdem die menschliche Kultur

[1]) Unterkunft für hilfsbedürftige Wöchnerinnen und deren Säuglinge, (E. V.) Berlin O.

[2]) Vergl. Ploss u. Bartels: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. III. Aufl. 1905, Bd. II, S. 470.

die Erhaltung des kindlichen Lebens als wünschenswert und möglich kennen gelernt hat, auch wenn Tod, Krankheit oder sonstige Ursachen die Aufzucht des Säuglings an der Brust der Mutter verhinderten, so lange ist auch der Brauch geübt worden, ihm durch Darreichung der Brust einer Stellvertreterin vollgültigen Ersatz zu verschaffen.

Teils verhökerten die Ammen ihre Milch auf offenem Markte, wie im alten Rom, teils nahm man sie zu sich ins Haus oder gab das Kind zur Amme in Pflege.

Dieser letzte Modus ist nur in Frankreich in erheblichem Umfange in Aufnahme gekommen, hier aber in solchem Masse, dass schon Ludwig XIV. sich veranlasst sah, Gesetze zu erlassen zum Schutze der Kinder, die von Ammen ernährt wurden. Hier mussten also beide Kategorien von Kindern geschützt werden, das Kind der Amme, das zugunsten des fremden vernachlässigt wurde, und das fremde, das der Amme anvertraut war.

In allen übrigen Ländern ward es allmählich Brauch, die Amme wie jeden andern Dienstboten zu mieten und ins Haus zu nehmen. In früheren Jahrhunderten genossen die Ammen eine gewisse Achtung und die Milchgeschwister standen in besonderer familiärer Beziehung zueinander.

Im Laufe der Zeit sank die Amme auf das Niveau eines gewöhnlichen Dienstboten herab, das rein menschliche Moment in ihren Beziehungen zu der Familie des Säuglings trat mehr und mehr zurück, und auch das Interesse und Verantwortlichkeitsgefühl für das Kind der Amme, dem man die mütterliche Nahrung und Pflege entzog, machten einer gänzlichen Gleichgültigkeit Platz. Diese hat wohl selten krassere Formen angenommen als in unseren Tagen, was um so erstaunlicher und beklagenswerter ist, als die allgemeine Wertschätzung des kindlichen Lebens stetig wächst und die modernen Bestrebungen der Säuglingsfürsorge in weitesten Kreisen Verständnis und Beifall gefunden haben.

Schon bei der Auswahl der Amme zeigt sich diese Vernachlässigung des Kindes in charakteristischer Weise. Man wendet sich an eine Vermieterin, die entweder Ammen in ihrer Wohnung beherbergt oder von ausserhalb kommen lässt. Die Amme muss laut Polizeivorschrift ein ärztliches Attest über ihren Gesundheitszustand, das nicht älter als 8 Tage sein darf, aufweisen. Die Herrschaft kann die Amme, wenn sie es wünscht, nochmals von einem Arzt untersuchen lassen. Hiermit sind die Formalitäten erledigt; ist der Vermieterin die Gebühr entrichtet, so kann die Amme ihren Dienst beginnen. Was ist aber aus ihrem Kind geworden?

In vielen Fällen, wenn die Amme direkt von ausserhalb kommt, ist das Kind in der Heimat geblieben, etwa in der Obhut der Grossmutter oder sonstiger Verwandter. Ist sie in der Stadt entbunden, so ist das Kind wohl schon bei einer Haltefrau untergebracht oder die gefällige Vermieterin erklärt sich bereit, für sein Unterkommen zu sorgen. Ein Interesse für das Kind wird weder erwartet noch in der Regel ge-

währt; es wird nur allenfalls vom Arzt festgestellt, ob es gesund ist; damit ist in der weitaus grössten Zahl der Fälle die Teilnahme an seiner Zukunft erschöpft. Ob es in seiner Pflegestelle gut aufgehoben ist und gedeiht, danach wird meistens nicht gefragt. Besuche zwischen Mutter und Kind werden gewöhnlich aus Furcht vor Ansteckung nicht geduldet; man überlässt des Kind seinem Schicksal, das dann leider allzuhäufig tragisch ist.

Die Mutter des Kindes, selbst systematisch von ihm ferngehalten, wird allmählich gleichgültig und interesselos, und die Ersparung des teuren Pflegegeldes, das sie ja fast stets allein erschwingen muss, hilft ihr beim Tode des Kindes, ihren Schmerz schnell verwinden. Die Folgen dieser Vernachlässigung hat das Kind zu tragen, und so ist das Ammenkind, wenn es sich nicht in der besonderen Obhut einer Anstalt befindet, das am meisten gefährdete aller Unehelichen in zartem Alter. Gerade bei den Ammen ist die Mutterliebe oft von vornherein wenig entwickelt, denn wegen der geringen Achtung die der Ammenstand geniesst, pflegen sich Mädchen mit feinerem moralischen Empfinden seltener dazu herzugeben. In der Tat wird der reichlichere Verdienst durch viele andere Nachteile der Stellung aufgewogen. Mag auch häufig Grund zu Misstrauen gegen ihre moralischen Qualitäten vorhanden sein, da man bei dem häufigen Mangel eines Dienstbuches über das Vorleben nicht unterrichtet ist oder es nicht berücksichtigt, da nur die körperliche Leistungsfähigkeit bei der Auswahl entscheidet, so ist die Art, wie vielfach mit ihnen umgegangen wird, nur dazu angetan, sie unlustig zu machen und in ihrer Selbstachtung herabzusetzen.

Ihre mütterlichen Gefühle werden unterdrückt. Wie eine Maschine, die gut geheizt werden muss, um leistungsfähig zu bleiben, bekommt sie reichlich zu essen, im übrigen begegnet man ihr aber mit Kälte und Argwohn. Die übrigen Dienstboten sehen auf sie als die minderwertige Gefallene herab. Der Säugling wird ihr nur zum Stillen gereicht, sie darf ihn nur im Beisein der Mutter berühren und man verzichtet oft von vornherein darauf, zu prüfen, ob sie nicht einigen Vertrauens würdig ist.

Hierzu kommt, dass eine Amme keine Kündigungsfrist hat; sie kann jeden Tag auf das plötzlichste ihre Entlassung erhalten, und zwar pflegt dies Ereignis einzutreten, weil sie angeblich die Nahrung verliert oder ihre Milch dem Kind nicht bekommt. Auch hier ist es oft ihr Schicksal, schuldlos Unrecht zu erleiden. Wenn die Milch plötzlich versiegt, liegt es oft an dem mangelnden Saugreiz infolge Schwäche des kranken oder frühgeborenen Säuglings, und wenn er an der Brust nicht gedeiht, ist es wiederum fast immer nicht die Schuld der Amme bezw. ihrer Nahrung, sondern unzweckmässigen Vorgehens beim Stillgeschäft. Gewöhnlich wird zu häufig und zu lange angelegt, die Folge ist Überfütterungsdyspepsie und Gewichtsabfall, deren eigentliche Ursachen schon deswegen verborgen bleiben, weil die Höhe des Milchkonsums nicht durch Wägung festgestellt wurde. So wird alles auf zu „dünne“ oder zu „fette“ Nahrung geschoben, ein oft mehrfach wiederholter Ammen-

wechsel vorgenommen, wobei die Betroffenen in der Zeit der Stellungslosigkeit oft ihre Nahrung verlieren.

Die plötzliche, oft, wie gesagt, durchaus unmotivierte Entlassung ist nun aber eine Härte, die, wie alle Härten gegen die Ammen, nicht sie allein trifft, sondern auch ihr unschuldiges Kind, für das sie nun plötzlich nicht ausreichend sorgen kann, dem somit nicht nur die Muttermilch genommen wurde, sondern auch die Möglichkeit des Gedeihens in pünktlich bezahlter und deshalb sorgfältiger Pflege.

Dass diese Behauptungen nicht aus der Luft gegriffen sind, mögen einige Beispiele aus eigener Erfahrung lehren.

Ein schwangeres Dienstmädchen, die einen Monatslohn von 7 Mk. erhält, kommt zu gleicher Zeit mit ihrer Herrin nieder. Diese erklärt sich grossmütig dazu bereit, das Mädchen nach der Entbindung wieder bei sich anzustellen; sie soll wieder 7 Mk. Lohn erhalten und als Entgelt dafür das Kind der Herrschaft nähren; ihr eigenes 10 Tage altes Kind könne sie ja im Waisenhaus unterbringen.

Eine Amme weigert sich, für ihr Kind das Pflegegeld zu zahlen; die Dienstherrschaft bestärkt sie hierin: die Folge ist, dass das Kind aus der guten Pflege heraus ins Waisenhaus gebracht wird. Aber auch in diesem Asyl ist seines Bleibens nicht lange. Da die Mutter nicht ortsangehörig ist, wird ihre Heimatsbehörde in Anspruch genommen und das Kind in das Heimatsdorf in unkontrollierbare Verwandtenpflege abgegeben. Von seiner Existenz war bei späterer Anfrage nichts mehr zu eruieren.

Eine Zwillingsmutter, als Amme bedienstet, verliert nach 4—5-monatlichem Stillen die Nahrung; die Herrschaft entlässt sie auf der Stelle, ohne danach zu fragen, was nun aus Mutter und Kindern werden soll.

Eine Herrschaft mietet durch eine Vermieterin eine Amme; das Kind ist erst 8 Tage alt; da die Amme nicht weiss, wo sie das Kind hingeben soll, erbietet sich die Mietsfrau, es unterzubringen. Als die Herrschaft sich einige Tage später nach dem Verbleib des Kindes erkundigte und es im Auge zu behalten wünschte, hiess es, dies sei unmöglich, es wäre zu einer Frau nach ausserhalb gekommen, wo sein Dasein wohl nur ein kurzes gewesen sein dürfte.

Diese Beispiele, deren Zahl beliebig vermehrt werden könnte, mögen genügen, um die gerügten Missstände zu illustrieren.

Zu einer auch nur annähernd richtigen Bestimmung der Anzahl jährlich in Stadt oder Reich vermieteten Ammen fehlt jede Handhabe. Die einzigen Zahlen, die wir besitzen, sind die Ergebnisse der alle 5 Jahre stattfindenden Volkszählung. Danach wurden mit Ammenmilch in Berlin ernährt:

1890	896	Kinder,	darunter	in	Anstalten	—
1895	557	„	„	„	„	—
1900	291	„	„	„	„	4
1905	241	„	„	„	„	48

Diese Zahlen sind nicht hoch und zeigen in den letzten Jahren eine stetige Abnahme. Es ist aber zu bedenken, dass sie nur für je einen Tag im Jahr berechnet sind und die Zahl im Laufe des Jahres sehr steigen muss, da gerade bei diesem Beruf der Bestand schnell wechselt und durch den häufigen Umtausch viel mehr Personen in Mitleidenschaft gezogen werden, als berechtigterweise auf diesen Beruf entfallen.

Übrigens sei die Zahl auch noch so klein — und statistischerseits scheint die Ansicht vertreten zu werden, dass aus diesem Grunde eine besondere Behandlung dieser Kategorie sich nicht lohne — so zieht sie doch immer die gleiche Zahl Kinder mit ins Verderben, die eines Schutzes dringend bedürfen.

Auch die noch immer nicht ganz verstummten Gegner jedes Säuglingsschutzes und Vertreter der Selektionstheorie seien darauf aufmerksam gemacht, dass die natürliche Auslese in diesem Falle eigentümlich arbeitet. Denn da zweifellos besonders viele Ammenkinder sterben, diese aber fast stets zu den kräftigsten gehören, da sie von ausgesucht gesunden Müttern stammen, denn andere sind zu Ammen nicht tauglich, so besteht doch hier eine Inkongruenz, die zu denken gibt.

Wer aber den Beruf der Amme deshalb verwirft, weil er die Mutter zwingt, sich von ihrem Kinde zu trennen, vergisst, dass die uneheliche Mutter hierzu in den meisten Fällen genötigt ist, um den Lebensunterhalt für beide zu erwerben. Dies wird ja gerade der Amme durch den hohen Lohn erleichtert und ist mit der wichtigste materielle Grund für die Daseinsberechtigung des Standes.

Dass aber die geschilderten, unerhörten Übelstände mehrfach zur Verurteilung der ganzen Institution „des weissen Sklavenhandels" geführt haben, ist zwar unschwer zu verstehen. Wie wir aber bereits eingangs gezeigt zu haben glauben, sind Ammen unentbehrlich und werden, je weiter die Kenntnis von der Unersetzbarkeit der Frauenmilch dringt, es immer mehr, denn den tadelnswerten Müttern, die aus Bequemlichkeit und Eitelkeit nicht selbst nähren, stehen immer andere gegenüber, die trotz bestem Willen dazu physisch ausserstande sind. Wir halten es demnach für eine laienhafte und unmögliche Lösung der Frage, die Ammen einfach abschaffen und verbieten zu wollen. Was not tut, ist eine Hebung des Standes und vor allem eine vermehrte Fürsorge für das Kind der Amme. Was bisher dafür geschehen, ist so gut wie nichts . . . . . .

Unsere Leser wissen, dass wir es für unsere Pflicht erachten, jede ehrliche Überzeugung vorurteilslos zu prüfen und durch eine unbefangene Würdigung aller ernsthaften Ansichten an der Klärung der Sexual-Probleme mitzuwirken. Deshalb verzeichnen wir an dieser Stelle die folgenden Ausführungen über **Mutterschaftsversicherung**, rühren sie doch

von einem anerkannten Sachverständigen her. Beweisend erscheinen sie uns freilich nicht, so dass sie unsere Auffassung von der Nützlichkeit und Notwendigkeit der Mutterschaftsversicherung nicht zu erschüttern vermögen. Dr. Wiethknudsen schreibt, wie wir der Deutschen Zeitung entnehmen, in seinem jüngst bei Gjellerup in Kopenhagen erschienenen Werk: „Formerelse og Fremskridt" folgendes:

„Die gesunde Durchführung des Versicherungsgedankens beruht bekanntlich darauf, dass die dem Versicherungsobjekt innewohnenden natürlichen Tendenzen ununterbrochen dem Risiko entgegenarbeiten, dem die Versicherung gilt. Deswegen kann man nicht die gleichen Sterblichkeitstafeln für Lebensversicherung und für Leibrentenversicherung brauchen, denn selbst in der gleichen Bevölkerung leben die Leibrentenbezieher durchschnittlich viel länger als die Lebensversicherungsnehmer. Das Leben zeigt sich zäher in den Fällen, bei denen es ein pekuniärer Vorteil ist zu leben, als in denen, bei welchen der pekuniäre Vorteil an den Tod geknüpft ist. Nun gibt es ausser dem Selbsterhaltungstrieb keine Tendenz, die sich so spontan und so kräftig äussert, wie der Fortpflanzungstrieb. Wenn man also ein Individium gegen die Folgen dieses Triebes versichern wollte, so hätte man es mit einem Risiko zu tun, das das Individium mit der Kraft eines Naturgesetzes ins unendliche zu vergrössern strebt, besonders wenn der daraus folgende persönliche Druck fortgenommen wird, was gerade bei dieser Versicherung geschehen würde. Folglich müsste man bei der Festsetzung der Prämien den Berechnungen die grösste mögliche Vermehrung zugrunde legen, und die Existenz der Versicherung würde jedermann dazu antreiben, die grösstmögliche Anzahl von Nachkommen in die Welt zu setzen, denn der, welcher sich mit wenigeren begnügte, müsste für den bezahlen, der mehr hätte. Ganz abgesehen von den Unkosten bei der Durchführung dieser Versicherung, wäre die Versicherung gegen die Folgen der Fortpflanzungstätigkeit mit anderen Worten der reine Wahnwitz, und seine Einführung würde an Albernheit noch das seinerzeitige englische Armenunterstützungssystem übertreffen, das den unmittelbaren Anlass zur Herausgabe des Werkes von Malthus gab. — Nun wird man uns vielleicht verwerfen, dass wir so viele Mühe auf die Ausmalung eines Zerrbildes von Versicherung verwenden, das doch nur ein eigenartig begabter und herzloser Spassvogel der leidenden Menschheit verschlagen könnte. Mit Verlaub: der soeben beschriebene Galimathias ist erfunden in Deutschland im Jahre des Herrn 1905 (von Lilli Braun) unter dem Namen „Mutterschaftsversicherung" und wird allen Ernstes früh und spät von Frauen verfochten, die offenbar weder dem Bevölkerungsproblem einen Gedanken gewidmet haben (was man von ihnen nicht verlangen kann), noch die mindeste gesunde Vernunft und Lebenserfahrung zu besitzen scheinen, obwohl man dies doch von Leuten fordern muss,

die den wundesten Punkt unserer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung zu reformieren versuchen. Schon das Recht auf Krankengeld, das besondere Krankenkassen (auf Grund der §§ 20 und 64 des Krankenkassengesetzes) auch den unverheirateten Arbeiterinnen für den Fall ihrer Niederkunft zugesichert haben, hat unerträgliche und ungerechtfertigte Lasten für die Kassenmitglieder mit sich gebracht. So sagte Meissen auf dem sächsischen Gemeindetag von 1886, dass die häufige Entbindung unverheirateter Arbeiterinnen eine Folge des Krankenkassengesetzes war, und dass die Wochenbetten der Unverheirateten schneller zunahmen als die Zahl der eingetretenen weiblichen Mitglieder erwarten liess. Das ist übrigens kein Wunder, da die Arbeiter, die in diesem Kapitel ein gewisses Massbalten zeigen, sich weigern, Beiträge zu bezahlen, die durch die Rücksichtslosigkeit anderer verschlungen werden. Es ist auch kein Wunder, dass nahezu alle sächsischen Fabrikinspekteren sich auf Grund der gemachten Erfahrungen im Jahre 1899 gegen eine weitergehende Mutterschaftsfürsorge ausgesprochen haben, die nur die Zahl wirtschaftlich schlecht begründeter Verbindungen und ihre Folgen ververmehren und andere dafür bezahlen lassen würde. . . . Nichtsdestoweniger wird die Agitation für die Mutterschaftsversicherung mit solcher Kraft und Leidenschaft betrieben, dass selbst Männer von den falschen Idealen hingerissen werden und als Verkämpfer prangen, so dass es gar nicht ausgeschlossen ist, dass die Arbeit dieser Ultrafeministen bald einen Einfluss auf die gesetzgebenden Faktoren gewinnen wird. Die Bewegung hat auch nach Dänemark übergegriffen, aber es scheint, dass sie hier einen vernünftigeren Verlauf nehmen wird.“

Ehe und Kriminalität behandelt in dem Jahresbericht der rheinisch-westfälischen Gefängnisgesellschaft für 1907 Pastor Ellger in Lüttringhausen.

Um das wirkliche Verhältnis zwischen Ehe und Kriminalität festzustellen, ist ein Blick in die statistischen Ermittelungen des Ministeriums des Inneren über die Zuchthausgefangenen notwendig. Sie zeigen, im Jahre 1869 beginnend, ein beträchtliches Überwiegen der ledigen Zuchthausgefangenen, und zwar schwanken die Differenzen zwischen 567 und 1180. Nach den Kriegsjahren schwillt die Zahl der Ledigen ziemlich bedeutend an, sinkt dann in den achtziger Jahren wieder merklich, um von 1882 bis 1906 die Zahl der Verheiratetem um 800 bis 1000 zu übertreffen. Das Übergewicht der Ledigen beruht hauptsächlich auf den Altersstufen von 18 bis 30 Jahren. Pastor Ellger hat seine Beobachtungen im Gefängnis zu Lüttringhausen gemacht, und zwar an 655 Gefangenen, von denen 445 ledig und 205 verheiratet waren. Im Alter von 18 bis 21 Jahren standen 93 Ledige, 21 bis 25 Jahren 107 Ledige und 8 Verheiratete, 25 bis 30 Jahren 99 Ledige und 35 Verheiratete, 30 bis 40 Jahren 73 Ledige und 86 Verheiratete, 40 bis 50 Jahren 16 Ledige 57 Verheiratete, 50 bis 60 Jahren 8 Ledige und 11 Verheiratete, 60 bis 70 Jahren 4 Ledige und 8 Verheiratete. Rückfällig

wurden die Ledigen etwas häufiger als die Verheirateten. Einmal waren vorbestraft 66 Ledige und 33 Verheiratete, zweimal 55 Ledige und 21 Verheiratete, dreimal 32 Ledige und 13 Verheiratete, viermal 27 Ledige und 11 Verheiratete, fünfmal 25 Ledige und 13 Verheiratete, sechsmal 20 Ledige und 9 Verheiratete, siebenmal 12 Ledige und 5 Verheiratete, achtmal 11 Ledige und 4 Verheiratete, neunmal 10 Ledige und 4 Verheiratete, zehnmal 2 Ledige und 3 Verheiratete, mehr als zehnmal 7 Ledige und 3 Verheiratete. Hinsichtlich der Art des Vergehens verhielten sich die Ledigen zu den Verheirateten bei Körperverletzungen wie 124:30, bei Diebstahl wie 156:47, bei Sittlichkeitsverbrechen wie 72:59. Es kann, auch wenn man das Lebensalter mit in Rücksicht zieht, der mildernde Einfluss der Ehe auf den Mann nicht in Abrede gestellt werden. Allerdings sind schlechte eheliche Verhältnisse auf das sittliche Leben des Mannes von ungünstigem Einfluss, während man eine direkte Veranlassung zum Verbrechen in der Regel nur da feststellen kann, wo der Mann der schweren Kuppelei und Zuhälterei sich schuldig macht. Im übrigen ist der erzieherische Einfluss des Weibes unverkennbar. Je geringer die Ehe gewertet wird, um so mehr wird zweifellos die Kriminalität der Verheirateten wachsen; je höher sie uns steht, desto mehr wird sich die Kriminalität verringern. (Berl. Tagbl.)

Der 12. Spruchsammlung der Deutschen Juristen-Zeitung entnehmen wir folgende **interessante Entscheidungen:**

§ 1333 B.-G.-B. — Voreheliches unschickliches Leben der Frau, namentlich auch Ehebruch in einer früheren Ehe, sind solche „persönlichen Eigenschaften". — RG. 14. 3. 07,

§ 1353[2]. — „Grober Missbrauch", wenn der durch seine Schuld geschlechtskrank gewordene Ehemann die Fortsetzung der Lebensgemeinschaft oder gar der Geschlechtsgemeinschaft zumutet. — RG. 29. 11. 06. — Ausser wenn die Frau mit ihm in Kenntnis von seiner ansteckenden Krankheit und von deren Gefährlichkeit bereits zusammengelebt hat. — RG. 4. 2. 07.

§ 1568. — Scheidung, wenn der Ehemann den Geschlechtsverkehr mit der Frau wieder aufnimmt, bevor er beim Arzt sich seiner vollständigen Genesung vergewissert hat. — RG. 21. 3, 07.

§ 1636. — Kein Recht der unehelichen Mutter eines durch Verfügung der Staatsgewalt ehelich gesprochenen Kindes auf persönlichen Verkehr mit ihm. — OLG. Dresden. 22. 2. 07.

Indianisches Eheleben. Wie grundverschieden die Sittlichkeitsbegriffe der Zeitalter, Zonen und Völker sind, ist wiederum aus Mitteilungen zu erkennen, die ein von Roosevelt bevorwortetes grosses Werk von Edward S. Curtis über die Sitten und Gebräuche der Indianer enthält. Die Frkf. Ztg. berichtet darüber:

Curtis erzählt (nach einer Veröffentlichung im World Magazine) von einem Häuptling der Apsaroke, der als Vertreter seines Stammes vor der Senat-Kommission erschien und in seiner bilderreichen Ansprache auch die alten Ehebräuche erwähnte, die bei den roten Männern seit grauen Vorzeiten in Geltung geblieben sind. Das alte Gesetz betrachtet die Polygamie als eine Selbstverständlichkeit und die Mehrzahl der Weiber als eine Notwendigkeit bei einem Volke, dessen Männer ihren höchsten Ehrgeiz darin sehen, auf dem Kriegsfad in jungen Jahren zu fallen und die lieber im kräftigsten Mannesalter sterben, statt als Greise ihr Leben zu beschliessen. Aber der Ruhm eines Kriegers wird nicht bemessen nach der Zahl der Frauen, die er besessen hat, sondern nach der Zahl derer, die er „fortgeworfen", nach der Zahl jener, von denen er sich losgesagt. Ein starkes Herz zu besitzen ist das höchste Streben des Indianers und nichts kann den Mut, die Selbstbeherrschung und die Willenskraft eines Kriegers besser erhärten, als die Abkehr von einer Frau, die er mit ganzer Seele liebt. Der greise Häuptling vor der Senatskommission erwähnte mit Stolz die zehn Frauen, von denen er sich losgesagt, aber Curtis erzählt, dass er 19 Frauen gehabt hat, von denen nur eine an seiner Seite gelagert ist. Zu den alten Sitten gehörte es auch, dass die Männer in der ersten Nacht eines Kriegszuges beim Lagerfeuer von ihrer Geliebten erzählten und ihre Schilderungen mit dem Vorweis von Andenken und Liebespfändern bekräftigten. Manches der Liebespfänder, die dann am Feuer die Rundo machten, waren einst das Eigentum eines Kriegsgenossen, der nun dabei sass und schweigend zuhörte. Ärger und Verbitterung zu zeigen war unter der Würde des Betrogenen; im Gegenteil man erwartete von ihm, dass er die Kraft seines Herzens beweisen werde, dass er den Genossen, der seine Frau insgeheim errungen hatte, zum Freunde wählen würde und dass an dem Tage der Rückkunft die Frau von dem Gatten das Wort hörte, „Du liebst jenen Mann, Du musst zu ihm gehen!" Mit ihr aber ging dann auch der grösste Teil des Besitzes, der während der Ehe erworben war, auf den neuen Gatten über. Im Frühjahr pflegten die Krieger bei dem Nachbarn Frauen zu stehlen. Ein Mann kündigte an, dass er eine Frau stehlen wolle, und bat die Kriegsgefährten, ihn zu geleiten. Das Wigwam der Frau, deren Raub es galt, ward beobachtet, nie aber betreten, bevor der Gatte bei ihr weilte. Dann trat der Werber ein und sagte zur Frau, er sei gekommen sie zu holen. Der Gatte aber verzog keine Miene und sagte einfach: „Sie sind Deinetwegen gekommen. Mein Herz ist stark, geh!" Das war sein Ruhm und seine einzige Rache, er hatte bewiesen, dass seine Seele stark war. Wehe aber dem, der schwankend seine Frau zum Bleiben überreden wollte. Hohn und Verachtung waren sein Los und sein ganzer Stamm nannte sich selbst durch solchen Genossen geschändet. Der Krieger, der von den geheimen Beziehungen seiner Frau zu einem dritten erfuhr, blieb still und wartete auf das nächste grosse Fest. Dann, auf der Höhe des Festrausches, rief er den Namen des anderen, rief sein Weib und

nötigte beide in den Kreis der Versammlung. Und vor dem ganzen Stamme rief dann der Gatte: „Meine Frau ist untreu gewesen. Sie liebt diesen Mann. Mein Herz ist stark: ich gebe sie ihm und beiden gebe ich zehn Pferde, viele Gewänder und viele Felle. Mögen sie glücklich sein!“

Ehehindernisse und Ehescheidung. Die Kölnische Ztg. vom 16. April 1908 veröffentlicht nachstehenden Artikel, der ihr aus **Peking** zugegangen ist.

Demnächst wird hier in Peking die Hochzeit zwischen dem fünften Sohne des alten Prinzen Tsching und der ältesten Tochter des chinesischen Gesandten in Berlin, Sunpaotschi, mit grossem Gepränge stattfinden und damit ein Bann gebrochen werden, der bisher die eheliche Vereinigung von Mandschu und Chinesen verhinderte. Geraume Zeit ist seit der Bekanntgabe des epochemachenden kaiserlichen Erlasses verflossen, der das Eheverbot zwischen Mandschu und Chinesen aufhob, und noch immer hatte es keinen Erfolg gezeitigt. Dieses Ehehindernis war zu tief im Volke eingewurzelt, als dass es nun auf einmal urplötzlich daraus schwinden konnte. Darum hatte die Kaiserin-Witwe, der es in erster Reihe um die gegenseitige Annäherung der Mandschu und Chinesen zu tun ist, die Befolgung des Erlasses dringlich den ihr nahestehenden Adelsfamilien aus den Mandschu-Kreisen noch einmal ans Herz gelegt, und die Wirkung blieb diesmal nicht aus.

An sich ist die Zahl der Ehehindernisse im chinesischen Familienrecht nicht allzu gross. Zunächst ist nicht ein zu junges Alter, sondern noch nicht erreichte Mannbarkeit Ehehinderungsgrund in China. Es hat sich mit der Zeit allerdings ein Gewohnheitsrecht in China herausgebildet, wonach in der Regel Mädchen nicht vor dem erreichten fünfzehnten, Männer nicht vor dem erreichten zwanzigsten Lebensjahr heiraten, meist ist aber die Ehefrau in China ein oder zwei Jahre älter als der Mann; altert sie frühzeitig oder ist sie hässlich, so ist es dem Manne unbenommen, falls es sein Geldbeutel zulässt, eine oder mehrere Nebenfrauen ins Haus zu nehmen. Körperliche Gebrechen wie Geisteskrankheit, Taubheit und Stummheit sind weitere Ehescheidungsgründe in China, ferner dürfen sich alle die nicht miteinander verheiraten, die durch agnatische Verwandschaft verbunden sind, während kognatische Verwandtschaft kein Ehehinderungsgrund ist; auf diese Weise steht dem nichts entgegen, dass ein Witwer die Schwester seiner verstorbenen Frau heiratet, dagegen ist es ihm verboten, die Schwester der Frau eines Aszendenten oder Deszendenten zu ehelichen. Einer Witwe ist, wenn sie überhaupt wieder heiratet, was viel seltener vorkommt als bei uns, die Wiedereingehung einer Ehe mit dem Bruder ihres verstorbenen Ehegatten strengstens verboten. Auch Eunuchen sollen nicht heiraten; hat ein solcher aber vor seiner Verstümmelung eine Familie begründet, so ist es ihm später unbenommen, diese aufzusuchen, auch

kommt es hier und da vor, dass wirkliche Eunuchen von Einfluss durch Intrigo eine förmliche Ehe eingegangen sind und dann Söhne adoptiert haben. Ein weiterer Ehescheidungsgrund ist — und das erinnert an den Totemismus der Südseevölker — der Umstand, dass zwei denselben Familiennamen führende Personen einander nicht heiraten dürfen. Bekanntlich gibt es für die vierhundert Millionen Personen, die das chinesische Reich bevölkern, nur etwa vierhundertfünfzig gangbare Familiennamen; man hat deshalb dieses Ehehindernis dahin einzuschränken versucht, dass z. B. nur die Wangs, die ihre Herkunft von demselben Stamme herleiten, nicht miteinander die Ehe eingehen dürfen. Schliesslich darf auch ein Beamter, ebenso wie es ihm verboten ist, in seiner Heimatprovinz zu amtieren, auch kein Mädchen aus seinem Verwaltungssprengel heiraten, noch viel weniger ein solches, das mit einem seiner Angestellten verwandt ist. Dispensationen für die auf diese Weise geschlossenen Ehen gibt es nicht, auch keinen Unterschied in China zwischen nichtigen und ungültigen Ehen; sind diese trotz des bestehenden Ehehindernisses geschlossen, so bleiben sie null und nichtig. Während der Ehemann ganz nach Belieben die eheliche Treue brechen kann, gibt solches Betragen bei der Ehefrau dem Manne sofortigen Grund zur Scheidung. Verlässt das Weib ohne Zustimmung des Mannes sein Haus oder lässt sie sich entführen, so gibt das Gesetz dem Ehemanne das Recht, sie und ihren Entführer zu töten, ja, der Kreisbeamte wird ihm das noch zu Dank wissen, da er damit selbst aller weitern Scherereі enthoben ist. Die chinesische Ehefrau dagegen kann vor allem bei Verschollenheit des Ehemannes auf Scheidung klagen, ferner dann, wenn er von ekelerregender Krankheit, wie z. B. Aussatz, befallen ist, wenn der Mann sie verstümmelt, schwer misshandelt oder endlich ihr falsche Vorspiegelungen im Ehevertrage gemacht hat. In diesem Falle darf auch der Mann seinerseits auf Scheidung klagen, aber auch schon dann, wenn er von seiner Frau Schläge erhält — und das kommt in jungen Ehen nicht selten vor, da ja die Frau ihrem oft um viele Jahre jüngern Mann zuweilen auch an Körperkräften weit überlegen ist. Ein in meinen Diensten stehender Diener, der im jungen Alter von seiner Familie wie gewöhnlich mit einem viel älteren Mädchen verheiratet werden sollte, gab mir auf die Frage: Na, freust du dich auf deine Hochzeit? die treuherzige Antwort: Nein, ich habe Furcht. Und wovor? Davor, dass sie mich hauen wird. Schliesslich gibt es im chinesischen Familienrecht noch folgende sieben Gründe, aus denen es dem Manne freisteht, sich von seiner Frau zu trennen, das sind: Kinderlosigkeit, bösartige Krankheit, wollüstiges Betragen, Hang zum Stehlen, Vernachlässigung der Schwiegermutter, Eifersucht und Schwatzhaftigkeit. Man sieht daraus, wie leicht es dem Manne gemacht wird, sein Weib wieder los zu werden, und doch sind Ehetrennungen verhältnismässig selten in China. Erstlich, weil man diese sieben Ehescheidungsgründe schon dadurch wieder eingeschränkt hat, dass der Mann dann nicht von ihnen Gebrauch machen darf, wenn seine Frau keine Angehörigen besitzt, zu denen sie zurück-

kehren kann, oder wenn er durch die Heirat seiner Frau wohlhabend geworden ist, oder schliesslich, wenn seine Frau mit ihm zusammen treu die dreijährige Trauerzeit um seinen Vater durchgehalten hat.

Wird die Ehe getrennt, so wird sie als von Anfang an null und nichtig angesehen, die Kinder bleiben dem Vater, und das Kaufgeld wird der Frau nur dann zurückgegeben, wenn gerichtlich erwiesen worden ist, dass die Schuld an der Scheidung beim Manne liegt, wie z. B. im Falle der Bigamie. Nur ungern schreiten die Eheleute zur Trennung, in den meisten Fällen einer unzufriedenen Ehe wenden sie sich gewöhnlich an den Dorfältesten oder Stadtmagistrat zur Anberaumung einer Aussprache, und, wenn sie dann gegenseitig vor diesem ihrem Herzen Luft gemacht und sich gehörig ausgesprochen und beschimpft haben, ermahnt sie der Beamte zum Frieden, den sie dann auch fürderhin in der Regel halten.

Über ein Reichsgerichtsurteil in einer Strafsache wegen **Verbreitung unzüchtiger Schriften** vom 9. XII. 07 berichtet die Jurist. Wochenschrift:

Die Strafkammer hatte die Druckschrift an sich nicht als unzüchtig erklärt, weil ihr Inhalt nicht darauf berechnet sei, in dem Leser wollüstige Empfindungen zu erregen und ihr Verfasser sie nur für das Publikum in Tingeltangeln bestimmt habe, dessen Scham- und Sittlichkeitsgefühl durch den Inhalt der Schrift nicht verletzt werde. Diese Ausführung ist rechtsirrig. Denn die Schrift ist schon unzüchtig, wenn sie nach ihrem Inhalt geeignet ist, das Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Beziehung zu verletzen. Unerheblich ist also, ob sie geeignet oder darauf berechnet ist, bei dem Leser wollüstige Empfindungen zu erregen und ferner auch, zu welchem Zweck sie nach dem bloss inneren Willen des Verfassers dienen soll. Denn der Zweck einer Schrift, der lediglich in der Vorstellung des Verfassers liegt, kommt nicht in Betracht. Verfehlt ist aber auch die Auffassung, die Schrift sei darum nicht unzüchtig, weil ihr nach dem Willen des Verfassers beschränkter, an geschlechtliche Anzüglichkeiten gewohnter Leserkreis in seinem Scham- und Sittlichkeitsgefühl nicht verletzt werde. Denn nicht das Gefühl gewisser Personenkreise, sondern das Gefühl der Allgemeinheit ist für den Begriff der Unzüchtigkeit entscheidend und daher bleibt eine Schrift unzüchtig, wenn sie das allgemeine Gefühl verletzt, mag sie auch in gewissen, gegen Scham und Sitte abgestumpften Kreisen nicht als unzüchtig empfunden werden.

Die Gedanken und Darlegungen eines **Harnack** verdienen die Beachtung jedes ernsthaften Menschen auch dann, wenn man ihnen nicht in allem beistimmen kann. Darum dürfen wir auch an einer Veröffentlichung Adolf Harnacks in der Halbmonatsschrift „Karpathen", in der

er u. a. zu dem **modernen Eheproblem** Stellung nimmt, keinesfalls ohne Interesse vorübergehen. Harnack schreibt:

Wir müssen den unverehelichten Frauen Berufe schaffen, in denen sie mit Freudigkeit stehen und einen Lebenswert gewinnen können, und wir müssen auf Mittel und Wege sinnen, um in den mittleren und höheren Ständen die sinkende Ehefrequenz, aber auch die sinkende Geburtsziffer wieder zu heben. Das ist in sozialer Hinsicht die Frage der Frage! Vor mir liegt eben die Schrift des schwedischen Professors Fahlbeck, Mitglied der ersten Kammer, „La décadence et la chute des peuples“ (1905). Er ist nicht der einzige, der in den letzten Jahren die warnende Stimme erhoben und den drohenden Niedergang enthüllt hat; aber er hat es mit besonderer Eindringlichkeit und Kraft getan. Unsere Kultur geht dem sicheren Untergang entgegen, und wir werden schliesslich den mongolischen Rassen weichen müssen, wenn wir die abschüssige Bahn nicht verlassen, die durch das Sinken der Ehefrequenz und der Geburtenziffer bei den romanischen und nun auch bei den germanischen Völkern bezeichnet ist. Wie soll man Abhilfe schaffen? Gesetze sind machtlos. Ich vermag kein anderes Mittel zu erblicken als dies, dass die Gesellschaft verlangt, die jungen Ehepaare, einerlei wie ihre Mittel beschaffen sind, sollen mit kleinem und bescheidenem Hausstand beginnen, während sie jetzt fordert, dass sie sich von vornherein wie ihre Eltern einrichten. Wir müssen darauf hinarbeiten, dass es für unanständig gilt, wenn eine junge Frau sich schon bei Beginn ihrer Ehe als Dame einrichtet, statt ihr ganzes kleines Hauswesen zunächst wesentlich allein zu beschicken. Sie wird das — das ist wenigstens meine Überzeugung — mit Freude tun; denn ich glaube nicht, dass unsere jungen Mädchen und Frauen daran schuld sind, dass unsere Zustände so geworden sind, wie sie sind. Ich sehe die Schuld mehr bei den Männern, die es als Junggeselle bequemer haben und eine ernste Sorge nicht auf sich nehmen wollen, noch mehr aber bei der Gesamtheit der Gesellschaft, die fort und fort ihre Bedürfnisse steigert und den gleichen Lebenszuschnitt von allen verlangt. Daher müssen sich die Eheschliessungen verzögern, viele bleiben ganz ehelos, und in der Ehe wird die Kinderzahl beschränkt. Die Statistik zeigt, dass es kaum mehr ein Land gibt, in dem die höhere Schicht nicht abnimmt, und aus diesen Schichten dringt das Übel bereits in die unteren, und aus den Städten auf das Land. Frankreich nimmt, wenn man den Zuzug abrechnet, bereits ab; auch die deutschen grossen Städte erhalten ihre Bevölkerungsziffer bald nur noch durch Zuzug vom Lande, und in das Land dringen die Slaven bei uns ein! Wenn wir uns nicht aufraffen und den neuen Lebensbedingungen und -forderungen nicht durch eine Änderung unsrer gesellschaftlichen Sitten begegnen, muss man das Schlimmste voraussehen. Das alte Bibelwort: „Seid fruchtbar und mehrt euch“, in sittlich sozialem Geiste erfasst, ist noch immer der Grundpfeiler der

Gesundheit und der Kraft eines Volkes, der schönste Antrieb zu freudiger Arbeit und die Gewähr der Dauer eines Volkes. Vor acht Tagen las ich auf einem porzellanenen Teller im nordischen Museum zu Stockholm aus der Mitte des 18. Jahrhunderts die Inschrift:

„Glücklicher Erfolg den Schiffen Schwedens,
Beständiger Gang den Wiegen Schwedens."

Das ist ein beherzigenswertes Wort, und es ist in seiner zweiten Hälfte noch richtiger als in der ersten; denn der glückliche Erfolg der Arbeit eines Volkes wird nicht ausbleiben, wenn es in gesundem Wachstum fortschreitet.

Ein neues Säuglings- und Mutterheim. Die „Amtlichen Nachrichten der Charlottenburger Armenverwaltung" veröffentlichen nachstehende Mitteilung der Deputation für die Waisenpflege:

„Ende Oktober wird der Verein „Säuglingsheim", dessen Säuglings- und Mutterheim sich bisher in Mietsräumen in der Akazienstrasse in Schöneberg befand, in Westend, Platanenallee, in einem eigenen Gebäude sein neues Säuglings- und Mütterheim eröffnen.

Das Säuglingsheim wird 40 Säuglingen mit ihren unverehelichten oder eheverlassenen Müttern für je 3 Monate nach der Entbindung unentgeltliche Unterkunft und Pflege gewähren.

In dem Mütterheim finden ferner 40 Mütter mit ihren Kindern gegen einen Pflegesatz von monatlich 20 Mk. für das Kind und 5 Mk. für die Mutter ohne Zeitbeschränkung Aufnahme. Die Anstalt wird Frauen und Mädchen auch schon vor der Entbindung aufnehmen; sie werden im Krankenhaus Kirchstrasse entbunden und mit den Kindern dem Säuglingsheim wieder überwiesen werden, sobald es der Zustand der Mutter zulässt. Auch Säuglinge ohne Mutter sollen nötigenfalls Aufnahme finden.

Die Stadtgemeinde gewährt dem Verein einen Zuschuss von jährlich 6600 Mk. Als Gegenleistung hierfür hat sich der Verein verpflichtet, der Stadtgemeinde für die ihm von der Armenverwaltung überwiesenen Säuglinge und Mütter jährlich 6200 freie Verpflegungstage zu gewähren. Hiervon sind bestimmt:

5000 Verpflegungstage oder ständig 14 Betten für Kinder mit Müttern,

1200 Verpflegungstage oder ständig 4 Betten für Kinder ohne Mütter.

Durch die Eröffnung der neuen Anstalt erhalten die bisher in Charlottenburg bestehenden Einrichtungen zum Schutze von Wöchnerinnen und Säuglingen eine dankenswerte Erweiterung und Ergänzung. Absicht des Vereins ist es, namentlich den unehelichen Müttern das sonst oft undurchführbare Zusammenbleiben mit den Kindern wenigstens einige Zeit nach der Geburt zu ermöglichen und damit diesen Kindern

die ihnen sonst meist nicht zuteil werdende natürliche Ernährung durch die Mutterbrust zu sichern, andererseits aber zwischen der unehelichen Mutter und ihrem Kinde das Band der Mutter- und Kindesliebe fester zu knüpfen, als es die sozialen Verhältnisse sonst leider meist zulassen. Den Müttern, die nach Ablauf der ersten 3 Monate mit ihrem Kinde im Mütterheim bleiben, wird durch den Arbeitsnachweis der Anstalt Beschäftigung vermittelt werden, so dass sie in der Lage sind, dann für sich und ihr Kind selbst zahlen zu können.

Die Überweisungen in das Heim in Anrechnung auf die Freibetten und freien Verpflegungstage werden durch unsere Geschäftsstelle erfolgen. Wir ersuchen daher gegebenenfalls Anträge an sie zu richten."

Personalia. Dr. A. Blaschko ist zum „Professor" ernannt. Ihm ist damit eine Auszeichnung zuteil geworden, die namentlich in Preussen seit mehreren Jahren von der Wertschätzung, die sie früher in wissenschaftlichen Kreisen genoss, vieles, wenn nicht alles eingebüsst hat. Mit welchem Recht —, das ergibt die Tatsache, dass wir einerseits Dutzende von Professoren haben, die nicht die geringsten wissenschaftlichen Verdienste aufzuweisen vermögen, sich ihren Titel vielmehr lediglich „ersosson", erheiratet oder auf anderen Umwegen erworben haben, und dass andererseits ein Mann wie Blaschko mehr als 50 Jahre alt werden musste, ehe er dieser Auszeichnung für würdig erachtet wurde. Und trotzdem darf man eine gewisse Genugtuung darüber empfinden, dass wenigstens jetzt endlich die uneingeschränkte Anerkennung, die seit reichlich anderthalb Jahrzehnten Blaschkos Wirken und Forschen bei seinen Fachgenossen und über deren Kreis hinaus gefunden haben, auch einen formalen Ausdruck von seiten der Regierung erhalten hat. Und wir dürfen uns doppelt darüber freuen, nicht nur weil Blaschko uns als „ständiger Mitarbeiter" persönlich nahe steht, sondern besonders deshalb, weil ihm, wie wir anzunehmen guten Grund haben, der Professor-Titel weniger wegen seiner hervorragenden medizinisch-wissenschaftlichen Arbeiten als infolge seiner Verdienste als Sexual-Hygieniker und -Statistiker verliehen worden ist. Was Blaschko als solcher geleistet hat, braucht den Lesern unserer Zeitschrift nicht auseinandergesetzt zu werden; sie wissen ohnedies, dass niemand über „Prostitution" mitzureden befugt ist, der Blaschkos grundlegende Arbeiten darüber nicht studiert hat; sie wissen, dass die Gesellschaft für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten die Sympathien, die man ihr trotz aller unter anderweitigen Einflüssen fortgesetzt begangenen Missgriffe noch immer nicht gänzlich entziehen möchte, und die Erfolge, die sie trotz ihrer vielfach so unglücklichen Kampfesweise in mancher Hinsicht dennoch verzeichnen kann, vor allen anderen ihrem Generalsekretär zu danken hat; wissen auch, dass Blaschko — wie als Arzt und Mediziner auf seinem engeren Spezialgebiet — so auch als Sozial-Hygieniker und -Psychologe auf dem Gebiete der Sexualwissenschaft Grosszügigkeit im Denken, Gewissenhaftigkeit im Forschen und Besonnenheit im Urteil in sich vereinigt wie selten einer! M. M.

Referate und Kritiken.

a) Bücher und Broschüren.

Lasson, Gefährdete und verwahrloste Jugend. (Grossstadtdokumente. Bd. 49). Berlin, 1908. H. Seemann Nachf. — M. 1.

In der kleinen Schrift kommen mancherlei auf sexuellem Gebiete liegende Verhältnisse (uneheliche Geburt, erbliche Belastung mit ihren Folgeerscheinungen, sittliche Verwahrlosung, Prostitution usw.) zur Besprechung. Durch ihre anschaulichen Schilderungen wird sie ihren Zweck, weitere Kreise auf dieses Gebiet sozialen Elends hinzuweisen, wohl erreichen. Dr. Karl Birnbaum.

Dr. E. Neter, Die Behandlung des straffälligen Kindes. (Der Arzt als Erzieher, Heft 30.) München 1908. O. Gmelin. Mk. 1.50.

Eine kinderpsychologische Betrachtung der strafrechtlichen Behandlung unserer kriminellen Jugend. Der Verfassor weist auf die Unzulänglichkeit unseres derzeitigen strafrechtlichen Vorgehens Jugendlichen gegenüber hin; es wird gezeigt, wie unsere Gesetzgebung in dieser Materie den psychologischen und pädagogischen Erfahrungen widerspricht; die Frage der amerikanischen diesbezüglichen Einrichtungen (Jugendgerichtshöfe, System der Reformation, die Probation etc.) wird ausführlich erörtert, und im letzten Teil der Broschüre sucht der Verfasser die Richtung zu kennzeichnen, in welcher die Reform unseres Strafrechts der kriminellen Jugend gegenüber zu erfolgen hat. Als Anhang ist der Broschüre eine Übersetzung des dänischen Gesetzes über die Behandlung verbrecherischer und verwahrloster Kinder und junger Personen beigefügt. R—.

Dr. Julian Marcuse, Grundzüge einer sexuellen Pädagogik in der häuslichen Erziehung. München 1908. Otto Gmelin. Mk. 1.20.

Kann man dem Büchelchen auch beim besten Willen nicht nachrühmen, dass es einem dringenden Bedürfnisse entgegenkommt, so muss man doch vorbehaltlos anerkennen, dass es zu den allerbesten Schriften seiner Art gehört und die Aufgabe, die es sich stellt — bei den Eltern und Erziehern in der Theorie und Praxis der sexuellen Pädagogik Klarheit und Unbefangenheit zu schaffen — in ausgezeichneter Weise behandelt hat. M. M.

Dr. M. Hirschfeld, Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Autoren im Namen des wissenschaftlich-humanitären Komitees. IX. Jahrgang, 664 Seiten. Leipzig, Verlag von Max Spohr, 1908. Preis Mk. 12.— broschiert, Mk. 13.50 elegant gebunden.

Der neue (IX.) Band des Jahrbuches für sexuelle Zwischenstufen enthält zunächst eine juristische Abhandlung „Inwiefern

widerspricht der § 175 des St.G.B. dem richtigen Recht?" von Dr. jur. Numa Praetorius, der darin die Gründe zu widerlegen sucht, die anlässlich der jüngsten Prozesse für die Beibehaltung des § 175 geltend gemacht wurden. Ferner bietet der Band zwei medizinische Arbeiten, von Dr. med. Alfred Kind „Über die Komplikation der Homosexualität mit anderen sexuellen Anomalien" und von Dr. med. J. Sadger, das „Fragment der Psychoanalyse eines Homosexuellen". An biographischen Arbeiten finden sich Beiträge von Elisar v. Kupffer: eine Seelen- und Kunststudie über den Renaissancemaler Sodoma, mit zahlreichen Gemäldeproduktionen, von Sophie Höchstetter ein Essay über die Jugendjahre der Königin Christine von Schweden, deren Porträt nach einem älteren Kupfer dem Bande als Titelblatt beigegeben ist, und von Dr. Friedrich S. Krauss-Wien interessante Mitteilungen über den Schriftsteller Eduard Kulko. Von der Homosexualität im alten und neuen Griechenland handeln die Aufsätze von P. Stephanus „Der „*Παιδῶν ἔρως*" in der griechischen Dichtung", die Studie von Dr. Otto Kiefer über „Sokrates und die Homosexualität" und der Beitrag von Med.-Rat Dr. P. Näcke-Hubertusburg über die „Homosexualität in Albanien". Interessant und wertvoll ist die von Dr. Numa Prätorius behandelte Bibliographie wissenschaftlicher und belletristischer Arbeiten. R—.

b) Abhandlungen und Aufsätze.

Dr. Dannemann, Zur Genese und Prophylaxe der Sittlichkeitsverbrechen. (Klinik für psychische und nervöse Krankheiten. Bd. II. Hft. 3. 1908).

Dannemann hat eine Anzahl in hessischen Strafanstalten befindliche Sittlichkeitsverbrecher unter vorwiegend psychiatrischen Gesichtspunkten untersucht und bestätigt die von Aschaffenburg und Leppmann an ähnlichem Material gewonnenen Erfahrungen, dass ein grösserer Teil von ihnen als unzurechnungsfähig, vor allem aber als vermindert zurechnungsfähig gelten muss; eine Erkenntnis, die veranlassen sollte, in jedem Falle von Sittlichkeitsverbrechen in der Voruntersuchung die Geistesverfassung des Angeklagten zu berücksichtigen. — Dannemann führt dann weiter der Reihe nach die einzelnen hier in Betracht kommenden pathologischen Typen auf: Der Schwachsinnige, bei dem oft vorausgegangener Alkoholgenuss eine auslösende Rolle spielt; der epileptisch Veranlagte, der als besonders gefährlich bezeichnet werden muss, weil er zu sexuellen Gewalttaten neigt; sodann die forensisch besonders wichtige Gruppe der Psychopathen, unter denen sich vor allem mit Perversitäten des Geschlechtslebens Behaftete befinden und einzelne — keineswegs alle — einem unwiderstehlich starken Triebe unterlegen. Schliesslich sind noch zu erwähnen: die senilen Sittlichkeitsverbrecher, deren Straftat gleichfalls öfter Alkoholgenuss voranging und — wenn auch praktisch weniger bedeutungsvoll — die Paralytiker und Paranoiker.

An die durch einzelne beweiskräftige Beispiele bereicherte Schilderung schliesst Dannemann eine Besprechung der Prophylaxe der Sittlichkeitsverbrechen an, vorwiegend wiederum vom Standpunkte des Psychiaters. Die Überwachung der zu solchen Delikten Veranlagten hat in der gleichen Weise zu erfolgen, wie die der kriminell Disponierten überhaupt. Werden sie straffällig, so ist dafür zu sorgen, dass die Psychopathischen unter ihnen schon vor der Bestrafung erkannt und dann gegen die Exkulpierten sowie gegen die in der Strafhaft als seelisch defekt Erkannten sachgemässe Massnahmen (durch Entmündigung, Internierung etc.) getroffen werden. Dr. Karl Birnbaum.

Dr. Leers, Einiges über den Exhibitionismus. Monatsh. f. Kriminalpsychol. 1908. Hft. 6.

Die als Exhibitionismus charakterisierte Form sexueller Betätigung has eine besonders enge Beziehung zu psychotischen Zuständen. Leers, der erst kürzlich (Vierteljahresschr. f. gerichtl. Med. 1907) eine Anzahl hierher gehöriger Fälle publiziert hat, neigt sogar der weitgehenden Auffassung zu, dass Exhibitionismus immer auf pathologischer Grundlage wächst, selbst wenn diese sich nicht sicher nachweisen lässt. Mit Recht erkennt er den Exhibitionismus als eine Art sexueller Perversion nicht an, zumal die betreffenden Individuen sich meist auch noch in anderer Richtung sexuell betätigen. Häufig bedingen zufällige äussern Einflüsse die Entstehung dieser Varietät, die übrigens bei Frauen selten und forensisch bedeutungslos ist. — Die Frage nach der zweckmässigen Behandlung des Exhibitionismus deckt sich im grossen ganzen mit der, wie die Sittlichkeitsverbrecher im allgemeinen unschädlich gemacht werden. Dr. Karl Birnbaum.

Bibliographie.

a) Bücher und Broschüren.

Dr. B. Schidlof, Das Sexualleben der Australier und Ozeanier. Leipzig 1908. Leipziger Verlag. gr. 8°. XVI, 314 S. Mk. 8.—.

F. Frh. v. Reitzenstein, Die Entwicklungsgeschichte der Liebe. Stuttgart 1908. Franckh. M. 1.—.

Gräfin G. v. Streitberg, Die Bevölkerungsfrage in weiblicher Beurteilung. Leipzig 1908. Fel. Dietrich. Mk. 2.—.

Prof. Dr. Karl Böckenhoff, Die Unauflöslichkeit der Ehe. München 1908. Mk. 0.50.

Pastor E. Baars, Sexuelle Ethik. Charlottenburg 1908. Akad. Bund „Ethos“. Mk. 0.50.

Dr. G. Z. Warmund, Los vom Storch! oder Kindes-Ursprung. Leipzig 1908. Bruno Velger. Mk. 1,50.

Julius Zinner, Entspricht die Bestrafung der Homosexnollen unserem Rechtsempfinden? Breslau 1908. H. Fleischmann. Mk. 0.75.

Eduard Fuchs, Geschichte der erotischen Kunst. Berlin 1908. A. Hoffmann & Co. Mk. 30.—.

Dr. Karl Dohrn, Über die geschlechtliche Aufklärung der Jugend. Halle 1908. H. Schrödel. Mk. 0.30.

Otto Anthes, Erotik und Erziehung. Leipzig 1908. R. Voigtlander. Mk. 1.—.

M. Baer, Der internationale Mädchenhandel. Berlin 1908. Hermann Seemann Nachf. Mk. 1.—.

Dr. O. Peyer, Die familienrechtliche Stellung der unehelichen Kinder im schwoizerischen Privatrecht. Zürich 1908. Schulthess & Co. Mk. 3.20.

Karl v. Hagen, Die Voransbostimmung des Geschlechts. Berlin 1908. H. Steinitz. Mk. 1.—.

Dr. R. E. Kirchner, Woran erkennt man Homosexuelle? Einige Worte der Aufklärung an Chefs, Direktoren und Männer in leitenden Stellungen. Wald, Vossen 1908. Mk. 0.50.

Frz. Schultz, Rassentheorie und Geschichtsforschung. Metz 1908. G. Sercha. Mk. 0.60.

Dr. H. Oesterheld, Was muss jeder Ehemann in der Ehe wissen? Leipzig 1908. O. Hedewigs Nachf. Mk. 1.—.

Dr. E. Roese, Die natürliche Bewegung der Bevölkerung. 2 Teile. Berlin 1908. Deutsch. Verlag f. Volkswohlfahrt. Mk. 3—.

Dr. Fritz. van Calker, Frauenheilkunde und Strafrecht. Strassburg 1908. Schlesier u. Schweikhardt. Mk. 1.50.

Dr. Georg Merzbach, Die krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinnes. Wien 1909. Alfred Hölder. Mk. 5.—.

Prof. Dr. Rob. Müller, Das Problem der sekundären Geschlechtsmerkmalo und die Tierzucht. Stuttgart 1908. Ferd. Encke. Mk. 2.80.

Eduard Fuchs, Goschichte der erotischen Kunst. Berlin 1908. A. Hofmann & Co. Mk. 30.— (50.—).

Geo Surbled, Die Moral in ihren Beziehungen zur Medizin und Hygiene. 1. Bd. Übers. v. A. Sleumer. Hildosheim 1908. F. Borgmeyer. Mk. 2.50.

Rud. Quanter, Die Sittlichkeit im alten Deutschland. Berlin 1908. H. Bermühler. Mk. 10.—.

Wilh. Wachter, Die Ehe. Ein kulturgeschichtliches Problem. Oranienburg 1908. Orania-Verlag. Mk. 2.—.

b) Aufsätze und Abhandlungen.

Avincena, Das Weib und die Menschwerdung. März 1908. 16.

Dr. H. Gschwind, Die Stellung Jesu zum sexuellen Problem. Wissen und Leben, 1908, 20. Heft.

F. Ahlfeld, Sexuelle Aufklärung. Die Christliche Welt, 1908, 28.
Dr. H. Grün, Prostitution. Sozialist. Monatshefte, 1908, 17.
Prof. Dr. Bruno Meyer, Benebelnde Schlagwörter: „Die doppelte Moral." Ethische Kultur, 1908, 16.
C. L. Siemering, „Doppelte Moral." Ethische Kultur, 1908, 20.
Prof. Dr. Bruno Meyer, Von «Hebung» der Frau. Ethische Kultur, 1908, 20.
Dr. P. Meissner, Gesundheitsatteste für die Ehe. Berliner Lokalanzeiger, 1908, 288a.
Prof. Dr. Otto Zacharias, Die Homosexualität im Lichte der Biologie. Kieler Neueste Nachrichten, 1908, 23. VIII.
Dr. Robert Hessen, Steigt oder sinkt die deutsche Rasse? Neue Rundschau, 1908, 6.
Dr. Hugo Marx, Der kriminelle Abort. Berl. klin. Wochenschr. 1908, 20.
Ernst v. Wolzogen, Ein Wort von der Nacktkultur. Berlin. Tagebl. 1908, 403.
Dr. G. Tugendreich, Die unehelichen Säuglinge Berlins. Berl. Tagebl. 1908, 408.
Prof. Dr. Franz Walter, Die sexuelle Frage und das Christentum. Förster oder Marcuse? Köln. Volksztg. 1908. 10. VIII.
E. Gnauck-Kühne, Der Dualismus des Frauenlebens. Der Tag, 1908, 22. VII.
Robert Sandek, Die Geschlechter in Japan und China. Voss. Zeitg., 1908, 29. VII.
Dr. Pursche, Chemnitz, Über Beziehungen der Konstitution zu Rasse, Umwelt und Krankheit. Ärztl. Rundschau, 1908, 22.
Oberarzt Dr. G. Lomer, Hysterie und Ehe. Tägl. Rundschau, 1908, 31. 8.
Dr. Fritz Poetzsch, Geschlechtsverträglichkeit unter Unverheirateten. Der Morgen, 1908, 8. 8.
Geh. Medizinalrat Dr. Oscar Schwarz, Die Massregeln gegen Übervölkerung vom Standpunkte der öffentlichen Gesundheitspflege und der Malthusianischen Volkswirtschaftslehre. Soziale Medizin und Hygiene, 1908, III, 8.
Dr. F. v. d. Velden, Der Einfluss des Heiratsalters auf die Beschaffenheit der Nachkommenschaft. Polit.-anthrop. Revue, 1908, VII, 5.
Prof. Dr. M. Flesch, Die Beziehungen zwischen Mann und Frau in der Entwicklung des Menschengeschlechtes. Festschrift der Frankfurter Anthropologischen Gesellschaft, 1908.
Dr. Sardemann, Sexuelle Aufklärung. Münch. med. Wochenschrift, 1908, 36.
Prof. Dr. F. v. Winckel, Frauenleben und -leiden am Äquator und auf dem Polareise. Samml. klin. Vorträge, neue Folge, Nr. 481.

Dr. M. Westenberger, Ein Kulturfortschritt oder ein Kulturübel. Kölnische Zeitung, 15. 9. 1908.

Prof. Dr. Kopp, Prostitution und Reglementierung. Münch. med. Wochenschrift, 1908, 9. 9.

Dr. Ludwig Cohn, Berliner Mütter. Berliner Tagebl. 1908, 13, 9.

Prof. Dr. Strassmann, Die anthropologische Bedeutung der Mehrlinge. Zeitschr. f. Ethnologie, 1908, 3.

Dr. Ewart, Geschlechtsbestimmung beim Menschen. Pflügers Archiv, Bd. 122, H. 12.

Dr. Leop. Hirschberg, Ein „Mutterschützler" vor 100 Jahren. Zeitgeist, 1908, 39.

Ernst Salinger, Die rechtliche Stellung der unehelichen Mutter nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Inaugural-Dissertation, Marburg 1908.

Paul Winkler, Die Anfechtung der Ehelichkeit des Kindes. Ebendas.

Dr. Fraenkel, Was bedeutet „Vollendung der Geburt" im § 1 BGB.? Vierteljahrschr. f. gerichtl. Mediz. 1908, Heft 3.

Dr. E. v. Mayer, Die erotischen Wurzeln der Kunst. Zeitschr. f. Sexualwissenschaft, 1908, 6.

Medizinalrat Dr. P. Näcke, Die Homosexualität in romanischen Ländern. Zeitschr. f. Sexualwissensch., 1908, 6.

Prof. Dr. Max Katte, Über den Begriff der Abnormität mit besonderer Berücksichtigung des sexuellen Gebietes. Zeitschr. f. Sexualwissensch. 1908, 7.

Prof. C. Lombroso, Liebe, Selbstmord und Verbrechen. Zeitschrift f. Sexualwissensch., 1908, 7.

Dr. Karl Abraham, Die psychologischen Beziehungen zwischen Sexualität und Alkoholismus. Zeitschr. f. Sexualwissensch., 1908, 8.

Dr. H. Rohleder, Masturbatio interrupta. Zeitschr. f. Sexualwissensch. 1908, 8.

Dr. O. Kiefer, Über die Prügelstrafe in sexualpsychologischer Hinsicht. Zeitschr. f. Sexualwissensch., 1908, 8.

Werner Daya, Die sexuelle Bewegung in Russland. Zeitschr. f. Sexualwissensch., 1908, 8.

Dr. J. Bloch, Die Homosexualität in Köln am Ende des 15. Jahrhunderts. Zeitschr. f. Sexualwissensch., 1908, 9.

K. M. Baer, Über den Mädchenhandel. Zeitschr. für Sexualwissensch., 1908, 9.

Dr. G. Heimann und cand. phil. Stephan, Beiträge zur Ehehygiene nach den Lehren des Kamasutsam. Zeitschr. f. Sexualwissensch., 1908, 9.

Regierungsrat Dr. Victor Leo, Zur neuen Ethik. Die Frau, Okt. 1908.

L. Mittenzwey, Frauenfrage und Schule. Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht, 1908, 1. Okt.

P. Hoche, Zur sexuellen Jugenderziehung. Deutsche Tageszeitung v. 18. X. 1908.

Dr. Oscar Ewald, Eifersucht. Österreichische Rundschau, 1908, 15. X.

Henriette Fürth, Zum § 218. März, 1908, 20.

Dr. Frosch, Nacktkultur und Sittlichkeit. Welt am Montag, 19. X. 1908.

Dr. Alfons Fischer, Mutterschaftsversicherung. Medizinische Reform, 1908, 42.

Dr. Franz Schlecht, Wie viele Kinder gehören zur Volksvermehrung? Neues Leben, III, 4.

Dr. E. O. Rasser, Kunst und Sittlichkeit. Ebendas.

Über Vorträge, Vereine und Versammlungen.

Auf dem **VIII. Internationalen Arbeiterversicherungs-Kongress,** der vom 12.—16. Oktober in Rom stattfand, wurde auch die Frage der **Mutterschaftsversicherung** eingehend beraten.

Ausser dem Referat von Prof. Mayet (Berlin), auf das wir noch näher einzugehen haben, lagen Berichte über die Organisation der Mutterschaftsversicherung vor von Louis Maingie-Brüssel, Paul Straus-Paris, Enrico Scodnik-Neapel und M. J. May-Stockholm. Die sämtlichen Berichterstatter legten die Verhältnisse auf dem Gebiete der Mutterschaftfürsorge in ihrer Heimat dar, so dass wir aus dem hoffentlich bald erscheinenden Kongressbericht einen guten Überblick über die den Leserkreis dieser Zeitschrift interessierenden Verhältnisse bekommen werden. Für heute seien nur einige besonders wichtige Punkte aus den interessanten Verhandlungen geschöpft. Vor allem möge hier festgestellt werden, dass die Idee der Mutterschaftsversicherung auf dem Kongrese durchaus günstig beurteilt worden ist.

John May, Direktor der Reichsversicherungsanstalt, Stockholm, teilte mit, dass in Schweden in der Regel die Krankenkassen den Frauen bei der Entbindung keine Unterstützung zahlen. Die allgemeine Krankenkassenkonferenz in Stockholm (August 1907) hat aber beschlossen, der Frage der Wöchnerinnen-Unterstützung näher zu treten. Es sollen dem im nächsten Jahre zusammentretenden schwedischen Krankenkassenkongress einschlägige Entwürfe vorgelegt werden. Inzwischen ist in diesem Jahre im schwedischen Reichstag ein Antrag auf staatliche Wöchnerinnen-

Unterstützung durch Mutterschafts-Versicherung eingebracht und mit Wohlwollen aufgenommen worden. Zugleich wird beabsichtigt, ein gesetzliches Verbot der Fabrikarbeit schwangerer Frauen eine Zeitlang vor und nach der Entbindung durchzuführen. Im Reichstag sieht man die glücklichste Lösung der Frage in einer Kombination der Mutterschaftsversicherung mit der Krankenversicherung. Eine Subvention der Krankenkassen zu diesem Zweck ist ins Auge gefasst. Der Minister des Inneren hat dem Komité, das mit Gesetzesvorschlägen bezüglich der Krankenkassen betraut ist, auch die Vorarbeiten und Entwürfe eines Gesetzes betr. Mutterschaftsversicherung unter staatlicher Mitwirkung aufgetragen.

Der Inhalt des Mayetschen Vortrages ist den Lesern dieser Zeitschrift nicht unbekannt. Mit Genugtuung kann festgestellt werden, dass unser Landsmann sich des allgemeinsten Beifalles des Kongresses zu erfreuen hatte. Sehr glücklich wusste Mayet die event. Einwürfe gegen eine Ausdehnung der obligatorischen Versicherung auch auf die Mutterschaft abzuweisen, vor allem den Einwurf, dass man durch die Versicherungspolitik dem Arbeiter sein Verantwortlichkeitsgefühl raube. Mayet behauptet, dass trotz der noch so ausgedehnten sozialen Arbeiterversicherung dem Arbeiter noch genug an Pflichten für Frau und Kinder, für Gegenwart und Zukunft übrig bleibt, zu deren Erfüllung er der Aufbietung aller sittlichen Kraft bedarf.

Der Bericht Mayets schliesst mit den folgenden besonders wichtigen prinzipiellen Ausführungen: Die mit den Versicherungsbeiträgen erworbenen Versicherungsleistungen sind als ein Teil des Lohnes zu betrachten, und zwar als rein effektvollster und in seiner segensreichen Wirkung gesichertster. Andere Teile des Lohnes können in Trunk, in Saus und Braus, in Torheit, Unverstand und Ungeschick vergeudet werden. Dieser Teil ist jedenfalls mit dem höchsten Nutzen weise angelegt, um vielgestaltige, schwierig zu befriedigende Bedürfnisse des Arbeiterhaushalts zu decken. Über den Zusammenhang von Lohn und sozialer Versicherung spricht sich der Referent in folgender Weise aus: Der Lohn ist bekanntlich bei gleicher Leistung derselbe für den Ledigen wie für den Verheirateten, und insofern ist er unsozial. Wenn die soziale Versicherung einen Teil des Lohnes für sich in Anspruch nimmt und dabei nicht nach den verschiedenen Altern oder nach dem Familienstand unterscheidet, so wirkt sie in hohem Grade sozialisierend auf den Lohn ein; denn durch den von ihr in Anspruch genommenen Lohnanteil führt sie einen Teil der Leistungen der Ledigen über in den Nutzen der Verheirateten, und einen Teil des Lohnes der jüngeren Altersklassen in den Nutzen der hohen Altersklassen. Deshalb ist es auch ganz und gar nicht zu beklagen, wenn die soziale Versicherung, Krankenversicherung, Mutterschaftsversicherung, Angehörigenversicherung, Witwen- und Waisenversicherung, Arbeitslosenversicherung einen beträchtlichen Teil des Lohnes an sich zieht; denn ein um so grösserer Teil des Lohnes wird durch sie sozialisiert.

Kein anderer Lohnteil aber ist sozial segensreicher aufgewendet als der für Mutterschaftsversicherung.

Es ist zu hoffen, dass durch die glückliche Besprechung der Mutterschaftsversicherung auf dem Kongresse in Rom, der auch nach anderer Richtung hin viele interessante Anregungen bot, die Bewegung für die Einführung der Mutterschaftsversicherung in der Welt vorangehen wird. Dr. Moritz Fürst, Hamburg.

Aus den Verhandlungen der **80. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte** in Köln verdienen die folgenden unser besonderes Interesse. (Nach dem Bericht des Berlin. Tageblattes.)

In einer kombinierten Sitzung der Abteilung für Kinderheilkunde mit anderen Abteilungen stellten die Referenten Keller (Berlin) und Reichert (Wien) zur Frage der **Fürsorge für uneheliche Kinder** folgende Leitsätze auf:

Für die unehelichen Kinder ist ein wirksamer Ersatz des Familienschutzes durch die Berufsvormundschaft anzustreben. Mit dieser ist die ärztliche Aufsicht zu verbinden. Es empfiehlt sich, in dem deutschen Reichsgesetze betreffend den Unterstützungswohnsitz und in dem österreichischen Heimatsgesetze in unzweideutiger klarer Weise zum Ausdruck zu bringen, dass unter dem unentbehrlichen Lebensunterhalte auch die der Gesundheitspflege entsprechende Ernährung und Körperpflege des armen Kindes zu verstehen ist, und dass somit die Armenverbände beziehungsweise die Gemeinden zu einer solchen verpflichtet sind. Die Gemeinden- und Ortsarmenverbände — mit Ausnahme der grossen Städte — sind in der Regel zur Bewilligung einer so schwierigen und verantwortungsvollen, Volkswohlfahrt und Staatswohl so nahe berührenden Aufgabe, wie es die Pflege und Erziehung von Kindern ist, nicht geeignet. Die Fürsorge für arme Kinder ist daher den kleinen leistungsfähigen Verbänden abzunehmen und grösseren Verbänden zu übertragen und im Wege einer wirksamen Aufsicht sicher zu stellen.

An die Referate schlossen sich lebhafte Erörterungen über die Vorzüge der Berufsvormundschaft oder Einzelvormundschaft an. Es wurde für uneheliche Säuglinge der Berufsvormundschaft der Vorzug gegeben, dagegen hervorgehoben, dass für das Kind von 2 bis 3 Jahren, sobald die wirtschaftlichen Verhältnisse einigermassen geregelt sind, gute Einzelvormünder leicht gefunden werden können. — Professor Schlossmann (Düsseldorf) glaubt, dass man für die nächsten Jahre auf eine Änderung der Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches nicht rechnen dürfe, wohl aber könnte es nicht schwierig sein, beim Krankenversicherungsgesetz die Mutterschaftsversicherung durchzubringen. Dr. Lennhoff (Berlin) ist der Meinung, dass die Mutterschaftsversicherung allein dem bestehenden Gesetz hinzugefügt, nur den gewerblichen Arbeite-

rinnen zugute kommen würde, während gerade unter den unehelichen Müttern die Dienstboten und landwirtschaftlichen Arbeiterinnen einen hohen Prozentsatz ausmachen. Es sei also gleichzeitig die Ausdehnung der Zwangsversicherung auf diese Kreise notwendig. — Dr. Weisswango (Dresden) wies noch besonders auf den Wert der Stillstuben bei den industriellen Werken hin. — Die Leitsätze und die in der Diskussion gegebenen Anregungen wurden schliesslich zur Kenntnis genommen. Eine Kommission, die aus den beiden Referenten sowie Professor Rubner (Berlin), Professor Heulmer (Köln) und Professor Leopold (Dresden) besteht, soll das Material weiter verarbeiten.

In der Abteilung für Neurologie und Psychiatrie sprach Dr. Christian Müller (Köln) über die Psyche der Prostituierten.

Der Vortragende hat in der psychiatrischen Klinik das grosse Material der in die Abteilung für Hautkrankheiten der Krankenanstalt Lindenburg polizeilich eingelieferten Dirnen untersucht, um einen Einblick in die psychischen Qualitäten der Prostituierten zu gewinnen und damit der wichtigen, in der letzten Zeit vielfach erörterten Frage des Wesens und der Ursache der Prostitution näher zu treten. Neben einer genauen körperlichen neurologischen Untersuchung wurde eine eingehende psychische Untersuchung auf Kenntnisse, Gedächtnis, Auffassung, Affekte usw. vorgenommen. Viel Gewicht legte Redner auf das Vorleben, die sozialen Verhältnisse der Eltern, Schule usw. Wegen der bekannten Unzuverlässigkeit der Angaben war vielfach eine Nachprüfung erforderlich. Die noch nicht ganz abgeschlossenen Untersuchungen zeitigten ein bemerkenswertes Ergebnis. Akute geistige Erkrankungen fanden sich fast gar nicht, dagegen waren die verschiedensten Formen des angeborenen Schwachsinns und der sogenannten Psychoneurosen reichlich vertreten. Sehr auffallend ist der hohe Prozentsatz von Epileptischen und Hysterischen, der 18 bis 30 Prozent betrug. An Imbezillität litten 15 Prozent, an angeborenen Schwachsinn mässigen Grades 15 Prozent, Psychopathinnen waren 8 Prozent, schwere Alkoholistinnen 12 Prozent. Bei 20 Prozent fanden sich neben einer nervösen allgemeinen Reizbarkeit und leichtem Potus keine auffälligeren psychischen Störungen. Vortragender hob weiter hervor, dass er besonderen Wert auf die Klarstellung der sozialen Verhältnisse der Prostituierten und ihrer Familien gelegt habe. Er bezeichnet es als ein Märchen, wenn man in weiten Kreisen von den armen Töchtern des Volkes spreche, die ihren Körper der Sinnenlust der besitzenden Klassen opfern müssten, um sich und die ihrigen zu ernähren. Fast keine einzige der Untersuchten unterstützte ihre Angehörigen, fast keine besass ein Sparkassenbuch, trotzdem einige pro Tag 50 bis 60 Mark einnahmen. Dagegen waren sie willkommene Ausbeutungsobjekte der Bordellwirtinnen, Zuhälter, „Freundinnen“ usw. Wirkliche Not liesse sich nur in einem Falle nachweisen. Fast in allen Fällen lebten die Eltern in auskömmlichen Verhältnissen, die

Prostituierten ebenfalls. Ein Sechstel der Untersuchten waren unehelich geboren, hatten jedoch fast alle gute Stellungen innegehabt. Die Eltern gehörten dem Handwerker- und Kleinbeamtenstande sowie dem besseren Arbeiterstande an, zum Teil auch höheren Berufskreisen. Dagegen hatte über die Hälfte der Untersuchten entweder einen Stiefvater oder eine Stiefmutter. Nahezu ein Viertel der Untersuchten waren Fürsorgezöglinge, nach Ansicht des Redners eine gute Vorschule für ihren späteren Beruf. In der Mehrzahl handelte es sich um frühere Dienstmägde und Köchinnen; weniger vertreten waren Verkäuferinnen, Kontoristinnen usw. Die Menstruation begann durchaus in normalem Alter, der erste geschlechtliche Verkehr mit Ausnahme der Fürsorgezöglinge selten vor dem 16. Lebensjahre. In allen Fällen entsprach der Stand des ersten Liebhabers den sozialen Kreisen, aus denen die Prostituierte hervorgegangen war. Beliebte Angaben von hohen Beamten, Offizieren, Grafen usw. als erste Liebhaber konnten ausnahmslos in das Reich der Fabel verwiesen werden. Ein Drittel der Untersuchten hatte ausserehelich geboren, ein Zehntel war verheiratet. Polizeilich bestraft waren alle, gerichtlich ungefähr ein Drittel. Die Verbrechen entsprangen fast alle der bekannten gesteigerten affektiven Erregbarkeit. Starker Potus wurde von allen zugegeben.

Vortragender fasste seine Aufklärungen zum Schluss dahin zusammen: Es gibt keine geborene Prostituierte im Sinne Lombrosos und seiner Anhänger, das heisst als anthropologische menschliche Varietät. Dagegen finden wir es häufig, dass Individuen, entweder infolge bestehender psychotischer Anlagen oder sonstiger ethischer oder intellektueller Defekte, der Prostitution anheimfallen. Naturgemäss sind dies in erster Linie Individuen, deren äussere Verhältnisse sich nicht auf normaler Linie bewegen. Die Prostituierte wird sich also in ihrer überwiegenden Masse aus Angehörigen der unteren und mittleren Volksschichten rekrutieren. Die eigentliche Ursache ist die bestehende psychische Degeneration, und die hohe Zahl von Epilepsie- und schweren Schwachsinnsformen ist kein Zufall; das auslösende Moment ist die soziale Lage im weitesten Sinne. So erklärt es sich, dass auch Mädchen aus den besseren Kreisen alle Schranken durchbrechen und sich prostituieren. Es gibt also Individuen, die zur Prostitution prädestiniert sind: geborene Prostituierte, jedoch nicht im Sinne Lombrosos. Es ist nicht richtig, dass die Prostitution identisch mit dem männlichen Verbrechertum ist. Die psychopathische Eigenart der Prostituierten entspricht vielmehr der gleichen Eigenschaften der Landstreicher und Vagabunden. Die Dirnen beschäftigen viel mehr die Polizei als das Gericht. Prostituierte und Landstreicher finden sich auch mehr im Arbeitshaus als im Gefängnis zusammen. Die Strafliste der Prostituierten zeigt neben Unmengen von Unzuchtstrafen meist Affektvergehen wie Beamtenbeleidigung, tätliche Beleidigung usw. Seltener sind trotz der häufigen Gelegenheit Diebstähle. Es ist ein Irrtum, zu

glauben, nur durch Verbesserung der sozialen Verhältnisse die Prostitution einschränken zu können. In Wirklichkeit sind auch die zahlreichen dahinzielenden Bestrebungen absolut nutzlos gewesen. Das Hauptgewicht wird man auf eine Reform der Fürsorgeerziehung legen müssen, bei der der Arzt die entscheidende Mitwirkung zu übernehmen hat.

Einbanddecken!

Für den mit diesem Heft beendeten IV. Jahrgang lasse ich wieder Einbanddecken anfertigen, die zum Preise von Mk. 1.— durch alle Buchhandlungen, sowie bei Voreinsendung des Betrages auch durch die unterzeichnete Verlagshandlung zu beziehen sind.

Hochachtungsvoll

Frankfurt a. M.
Finkenhofstr. 21.

J. D. Sauerländers Verlag.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind an Dr. med. Max Marcuse, Berlin W., Lützowstr. 85 zu richten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird eine Gewähr nicht übernommen.

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. med. Max Marcuse, Berlin
Verleger: J. D. Sauerländers Verlag in Frankfurt a. M.
Druck der Königl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg.